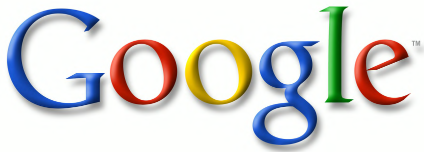




<36605811750013



Gespensterbuch.

Herausgegeben

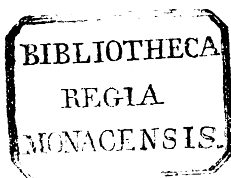
von

A. Apel und F. Laun.



Erstes Bändchen.

Leipzig bei G. J. Göschen 1811.



Vorrede.

Die Freunde der Aufklärung dürften wohl erwarten, daß hinter dem Titel: Gespensterbuch, recht lebhafte Streiche gegen Glauben und Aberglauben geführt werden würden. Mit gleichem Rechte könnte der berühmte Kenner des Geisterreichs sich überreden, unser Buch wolle seiner schwankenden Theorie eine freundliche Handreichung thun. Andre gehen vielleicht noch weiter, und halten die Schrift für eine neue Ausgabe des bekannten Höllenzwanges.

Ob und in wiefern nun diese und ähnliche Erwartungen Bestätigung erhalten, darüber wird vermuthlich das Buch selbst Auskunft geben, und die Nachrede vollends verrathen, was die geneigten Leser, nach den Wünschen der Herausgeber, von dem Gespensterbuche hätten erwarten sollen.

F. Laun.

Inhalt.

Der Freischütz.

Eine Volkssage.

I.

Höre Mutter — sagte der alte Förster Bertram in Lindenhayn — du weißt, ich thue dir gern alles zu Liebe, aber den Gedanken schlag dir aus dem Kopf, und bestärke mir auch das Mädchen weiter nicht drinn. Schlag's ihr rund ab, so weint sie ihr Thränchen und ergiebt sich 'drein; mit dem langen Trödeln und Hinhalten wird nichts gut gemacht.

Aber Väterchen — wandte die Försterin vorbittend ein — kann denn unser Käthchen mit dem Amtsschreiber nicht eben so glücklich leben, als mit dem Jäger Robert? Du kennst den Wilhelm noch gar nicht, er ist so ein braver Mensch, so herzensgut . . .

Aber kein Jäger — fiel der Förster ein — Meine Försterei ist nun seit länger als zwei-

hundert Jahren immer vom Vater zum Sohn vererbt. Hättest du mir einen Jungen gebracht, statt des Mädchens, da möcht' es seyn, dem hinterließ ich meine Stelle, und das Mädel, wenn eins dazu gekommen wär, möchte freyen, wen es wollte; aber so . . . nein! Erst hätt' ich Mühe, Angst und Wege gehabt, daß der Herzog meinen Schwiegersohn zum Probeschuß lassen will, wenn er nur sonst ein braver Jäger ist, und nun sollt' ich das Mädel verschleudern? Nein, Mutter Anne, auf den Robert besteh' ich just nicht; wenn er dir nicht gefällt, such' dem Mädel einen andern flinken Jägerburschen aus, dem ich meine Stelle bei Lebzeiten übergeben kann, da wollen wir in Ruhe bei den Kindern unsre alten Tage verleben, aber mit dem Federschützen bleib mir vom Halse.

Mutter Anne hätte gern noch ein gut Wort für den Amtsschreiber gesprochen, aber der Förster, der die Kraft der weiblichen Ueberredungskunst kannte, wollte seinen Entschluß nicht einem wiederholten Angriffe aussetzen; er nahm seine Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Kaum war er um die Ecke des Hauses, da steckte Käthchen ihr blondes Lockenköpfchen freundlich zur Thüre herein. Ist's gut gegangen, Mutterchen? Ja? — rief sie, und sprang nun munter in das Zimmer und an den Hals der Försterin.

Ach, Käthchen, freue dich nicht zu sehr — sagte diese — der Vater ist gut, herzensgut, aber er giebt dich keinem Andern, als einem Jäger, und davon geht er nicht ab, da kenne ich ihn schon.

Käthchen weinte und wollte lieber sterben als von ihrem Wilhelm lassen. Die Mutter tröstete und schmälte abwechselnd, endlich weinte sie mit der Tochter. Sie versprach eben noch einen Hauptsturm auf das Herz des Försters zu versuchen, da klopfte es an der Thüre, und Wilhelm trat herein.

Ach Wilhelm — rief ihm Käthchen mit verweinten Augen entgegen — wir müssen scheiden! Suche dir ein ander Mädchen, mich sollst du nicht freyn und ich dich nicht; der Vater will mich dem Robert geben, weil er ein Jäger ist, und die Mutter kann uns nicht

helfen. Aber, muß ich auch von dir lassen, so will ich doch keines Andern seyn, und bleibe dein, und dir treu bis zum Tode.

Mutter Anne suchte den Amtsschreiber, der nicht wußte, was er aus Käthchens Reden machen sollte, zu besänftigen, und erzählte ihm, wie Vater Bertram gegen seine Person gar nichts einzuwenden hätte, aber nur seiner Försterei wegen durchaus darauf bestånd einen Jäger zum Eidam zu haben.

Ist es weiter nichts — sagte Wilhelm beruhigt, und drückte das weinende Mädchen an seine Brust — so sei gutes Muthes, liebes Käthchen. Ich bin der Jägerei nicht unkundig, denn ich habe bei meinem Ohm, dem Oberförster Firsterbusch, in Lehre gestanden, und mußte nur meinem Pathen, dem Amtmann zu Lieb die Jagdtasche mit dem Schreibpulte vertauschen. Was hilft mir die versprochene Amtmannsstelle, soll ich mein Käthchen nicht als Frau Amtmannin in das Amthaus einführen? Willst du nicht höher hinaus, als deine Mutter, und ist dir der Förster Wilhelm so lieb, wie der Amtmann, so tausch' ich gleich,

denn mir ist das lustige Jägerleben immer viel lieber gewesen, als das steife Leben in der Stadt.

O, du lieber, goldner Wilhelm — rief Käthchen, und alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, und nur ein glänzender Sonnenregen der Freude zitterte in ihren Augen — willst du das, so sprich recht bald mit meinem Vater, eh' er vielleicht gar dem Robert sein Wort giebt.

Wart, Käthchen — sagte Wilhelm — ich geh ihm gleich nach in den Wald. Er ist gewiß nach dem Hirsch, der morgen in das Amt geliefert werden soll. Gieb mir Flinte und Tasche, ich such' ihn auf, stelle mich ihm mit einem Jägergruß vor, und biete ihm gleich meine Dienste als Jägerbursch an.

Mutter und Tochter fielen ihm um den Hals, halfen den neuen Jäger, so gut sie konnten, aufputzen, und sahen ihm mit Hoffnung und Bangigkeit in den Wald nach.

2.

Ein wackerer Bursch, der Wilhelm! — rief der Förster freudig, als die Jäger nach Haus kamen — wer hätt' in dem Federhelden solch einen Schützen gesucht? Nun, morgen sprech' ich selbst mit dem Amtmann, das wär doch Jammerschade, wenn der nicht bei der edlen Jägerei blieb! Aus dem wird ein andrer Kuno. Du weißt doch, wer der Kuno war?

Wilhelm verneinte.

Hab' ich dir das noch nicht erzählt — fuhr der Förster fort — Sieh, das war mein Urältervater, der diese Försterei zuerst besessen und erbaut hat. Erst war er armer Reitersbub' und diente bei dem Junker von Wippach, der konnt ihn wohl leiden, und nahm ihn überall mit sich in Fehden und zu Turnieren und Jagden. Einmal war dieser Junker von Wippach auch bei einer großen Jagd, die der Herzog hier hielt mit vielen Rittern und Edeln. Da jagten die Hunde einen Hirsch heran, auf dem saß ein Mensch, der kläglich die Hände rang und jämmerlich schrie, denn

das war damals eine tirannische Weise unter den Jagdherren, daß sie die armen Menschen, oft wegen geringer Jagdfrevel auf Hirsche schmiedeten, daß sie elendiglich zerstößen und zerrissen wurden oder vor Hunger und Durst umkommen mußten. Wie der Herzog das ansichtig wurde, ward er über die Maße zornig, stellte gleich das Jagen ein, und verhieß einen großen Lohn, wenn sich Jemand getraute den Hirsch zu treffen, dabei aber drohte er mit Ungnade und Bann, wenn der Schütze den Menschen verletzte, denn er wollte diesen lebendig haben, damit er wüßte, wer sich gegen sein Verbot solcher grausamen That erkühnt hätte. Da wollte sich nun niemand unter den Edeln finden, der den Schuß auf des Herrn Ungnade und Bann wagte. Endlich trat der Kuno vor, mein Urältervater, eben der, den du dort auf dem Bilde gemalt siehst, der sprach zum Herzog: Gnädigster Herr, wollt ihr mir's gestatten, so wag' ich's mit Gott, fehl' ich, so mögt ihr, wenn ihr wollt, mein Leben darum zur Buße nehmen, denn Reichthum und Güter hab' ich nicht, aber mich jammert des armen

Menschen, würd' ich doch auch mein Leben dran setzen, wär' er unter Feinde oder Räuber gefallen. Das gefiel dem Herzog; er hieß den Kuno sein Glück versuchen, wiederholte ihm auch die Verheißung, doch ohne der Drohung zu gedenken, daß er ihn nicht furchtsam machte. Da nahm Kuno seine Büchse, spannte sie in Gottes Namen, und befahl die Kugel den heiligen Engeln mit einem gläubigen frommen Gebet. So schoß er wohlgemuth ohne lang zu zielen in den Wald, und in dem Augenblicke floh der Hirsch heraus, stürzte und endete, aber der Mensch war unverletzt, ohne daß ihm Hände und Gesicht etwas vom Gesträuch zerritzt waren. Der Herzog hielt Wort und gab dem Kuno zum Lohn diese Försterei für sich und seine Nachkommen erblich. Aber von Glück und Geschick ist der Neid niemals weit, das erfuhr auch Kuno. Da waren viele, die seine Försterei auch gern für sich oder einen Vetter von der linken Seite gehabt hätten, die beschwatzten den Herzog, der Schuß wär mit Zauberei und Teufelskünsten geschehn, weil Kuno gar nicht gezielt,

sondern einen Freischuß, der allemal treffen muß, ins Blaue hinein gethan hätte, da wurde denn beschlossen, daß von Kuno's Nachkommen jeder einen Probeschuß thun muß, eh' er die Försterei bekommt; den kann nun freilich der Landjägermeister, der die Probe abnimmt, schwer und leicht aufgeben. Ich mußte damals einem hölzernen Vogel, der an der Stange geschaukelt wurde, den Ring aus dem Schnabel schießen. Nun, bis jetzt hat noch keiner im Meisterschuß gefehlt, und wer einmal als mein Eidam mein Nachfolger wird, muß erst ein braver Jäger seyn.

Wilhelm hatte zu des Försters Freude mit sichtbarer Theilnahme der Erzählung zugehört. Jetzt faßte er lebhaft des Alten Hand, und versprach unter seiner Anleitung ein Jäger zu werden, dessen sich Urvater Kuno nicht schämen sollte.

3.

Noch nicht volle vierzehn Tage war Wilhelm als Jägerbursche in dem Försterhause, als Vater Bertram, der ihn mit jedem Tag

lieber gewann, die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen förmlich ertheilte. Nur sollte die Verlobung geheim gehalten werden bis zum Tage des Probeschusses, wo der Förster durch die Gegenwart des fürstlichen Landjägermeisters seinem Familienfeste noch mehr Feierlichkeit zu geben hoffte. Der Bräutigam schwebte in Entzücken und vergaß sich und die ganze Welt in dem offenen Himmel seiner Liebe, so daß ihn Vater Bertram mehrmals neckte, wie er kein Ziel mehr treffe, seit er Käthchen sich erzielt habe.

Wirklich aber hatte Wilhelm von seinem stillen Verlobungstage an ein ganz eignes Mißgeschick auf der Jagd. Bald versagte ihm das Gewehr, bald traf er statt des Wildes einen Baumstamm. Kam er nach Haus und leerte seine Jagdtasche, so fanden sich statt der Rebhühner Dohlen und Krähn, und statt des Hasens eine todte Katze. Der Förster machte ihm endlich ernsthafte Vorwürfe wegen seiner Unachtsamkeit, und Käthchen selbst fing an für den Probeschuß bange zu werden.

Wilhelm verdoppelte seine Aufmerksamkeit

und seinen Fleiß; allein je näher der Tag rückte, an welchem er sein Probestück ablegen sollte, desto mehr verfolgte ihn das Unglück. Fast jeder Schuß mißrieth; endlich fürchtete er sich beinah ein Gewehr loszudrücken, um nicht Schaden anzustiften, denn er hatte schon eine Kuh auf der Weide angeschossen und den Hirten beinahe verwundet.

Ich bleibe dabei, — sagte Rudolf, der Jägerbursch, eines Abends — es hat jemand dem Wilhelm einen Weidemann gesetzt, denn mit natürlichen Dingen geht das nicht zu, und den muß er erst lösen.

Rede nicht so albern — versetzte der Förster verweisend — das ist abergläubisches Zeug, davon muß ein frommer Jäger gar nicht sprechen. Weißt du nicht mehr lieber Weidmann mein, welches die drey Stücke seyn, die ein geschickter Weidemann haben soll und haben kann? Ho, ho, ho! sag' an!

Rudolf räusperte sich zum Weidspruch und sprach schnell: Jo, ho, ho, mein lieber Weidmann, das will ich dir wohl sagen an: Gute Wissenschaft, Gewehr und Hund, der

Weidmann braucht zu seinem Grund, wenn er was tüchtiges will verrichten, und sich nicht lassen gar vernichten, drum wird das gar wohl treffen ein . . .

Schon genug — fiel ihm der alte Bertram ins Wort — mit den drey Dingen ist jeder Weidemann zu lösen, denn der heißt allemal entweder Faselhans oder Peter Ungeschick.

Mit Gunst, Vater Bertram — entgegnete Wilhelm etwas verdrüßlich — hier ist mein Gewehr, den will ich sehn, der mir etwas daran aussetzen soll, und meine Wissenschaft — ich will mich nicht rühmen, aber jagdgerecht denk' ich zu seyn, so gut wie ein Andrer, gleichwohl ists als gingen meine Kugeln krumm, und als blies sie der Wind mir vor dem Lauf weg. Sagt mir nur, was ich machen soll, ich will ja gern Alles thun!

Es ist wunderlich — murmelte der Förster, der nicht wußte, was er sagen sollte.

Glaub mir nur Wilhelm — wiederholte Rudolf — es ist nichts anders, als was ich gesagt habe. Geh einmal Freitags um Mitternacht auf einen Kreuzweg und mache mit

dem Ladestock oder mit einem blutigen Degen einen Kreis um dich, den segnest du dreimal, wie es der Priester macht, aber im Namen Sammiel . . .

Schweig! — unterbrach ihn der Förster unwillig — Weißt du, was das für ein Name ist? Das ist einer von des Teufels Heerschaaren. Gott bewahre dich und jeden Christen davor!

Wilhelm kreuzte sich ebenfalls, und wollte nichts weiter davon hören, wiewohl Rudolf auf seiner Meinung blieb. Er putzte die ganze Nacht an seinem Gewehr, untersuchte jede Schraube und jede Feder, und mit anbrechendem Morgen ging er aus, sein Glück von neuem zu versuchen.

4.

Aber alle Mühe war verloren, das Wild drängte sich um ihn und schien fast ihn zu necken. Zehn Schritt weit schoß er auf einen Rehbock, zweymal versagte ihm das Gewehr, das drittemal gerieth zwar der Schuß, aber das Wild floh unverletzt durch die Büsche.

Unmuthig warf sich der unglückliche Jäger unter einen Baum, und verwünschte sein Schicksal, da rauschte es im Gebüsch, und ein alter Soldat mit einem Stelzfuße hinkte heraus.

Holla, lieber Weidmann — redete er Wilhelm an — warum so verdrüßlich? Hast du Liebespein, fehlt's im Beutel, oder hat dir Jemand das Gewehr besprochen? Gieb mir eine Pfeife Tabak, wir wollen eins zusammen plaudern.

Wilhelm reichte ihm verdrüßlich das Gebetene, und der Stelzfuß warf sich zu ihm ins Gras. Nach einigem Hin = und Herreden kam das Gespräch auf die Jägerei, und Wilhelm erzählte sein Unglück. Der Invalid ließ sich sein Gewehr zeigen. Das ist verzaubert, sagte er, als er es kaum in die Hand genommen hatte, damit wirst du keinen rechtschaffenen Schuß mehr thun, und ist dir der Weidemann recht nach der Kunst gestellt, so geht dir's mit jedem Gewehr so, das du in die Hand nimmst.

Wilhelm erschrak etwas, und wollte Einwendungen gegen den Hexenglauben des Fremden machen, allein dieser erbot sich zu einer

Pro=

Probe. Uns Kriegsleuten — sagte er — ist das nichts seltenes, und ich wollte dir bis auf den Abend und tief in die Nacht hinein Wunderdinge erzählen. Wie wollten die Scharfschützen zurecht kommen, die sich überall hin wagen, und ihren Mann aus dem Pulverdampf heraus schießen, wo ihn kein Mensch sehn kann, wenn sie nicht andre Künste könnten als zielen und losdrücken. Da, zum Exempel hast du eine Kugel mit der du sicher treffen sollst, weil sie besondre Tugend hat und allem Hexenwerk widersteht. Versuch' einmal gleich, es wird dir nicht fehlen.

Wilhelm lud sein Gewehr und sah sich nach einem Ziel um. Ein großer Raubvogel schwebte hoch über dem Wald, wie ein beweglicher Punkt. Schieß den Stößer da oben, sagte der Stelzfuß. Wilhelm lachte, denn der Vogel schwebte in einer, kaum dem Aug' erreichbaren Höhe. Ei, so schieß — wiederholte Jener, ich verwette meinen Stelzfuß, er fällt. Wilhelm schoß, der schwarze Punkt senkte sich und ein großer Geyer fiel blutend zu Boden.

Das sollte dich nicht wundern — sagte der Invalid zu dem vor Verwundrung sprachlosen Jäger — wenn du ein rechter Weidmann wärst. Solche Kugeln zu gießen ist noch lange kein Hauptstück in der Kunst und. will bloß etwas Geschick und Herzhaftigkeit, weil es in der Nacht geschehn muß. Ich will dir's umsonst lernen, wenn wir wieder zusammen kommen, heute muß ich weiter, denn es schlug eben sieben. Versuch indessen noch ein paar von meinen Kugeln, du siehst mir immer noch aus, wie halb ungläubig. Auf Wiedersehn!

Der Stelzfuß gab bei diesen Worten Wilhelmen eine Hand voll Kugeln und hinkte weiter. Voll Verwunderung versuchte Wilhelm eine zweite von seinen Kugeln, und traf wieder ein fast unerreichbares Ziel; er nahm die gewöhnliche Ladung und fehlte das leichteste. Jetzt wollte er dem Invaliden nach, aber dieser war im Walde nicht mehr zu finden, und Wilhelm mußte sich mit dem versprochenen Wiedersehn trösten.

5.

Im Försterhause war große Freude, als Wilhelm wieder, wie sonst, mit einem Vorrath Wildpret ankam, und den Vater Bertram durch die That überzeugte, daß er noch der vorige brave Schütze sei. Er sollte nun die Ursache erzählen, warum ihn das Unglück bisher so wunderbar verfolgt habe, und was er gethan, um sie zu heben; allein er scheute sich, ohne sich eines bestimmten Grundes bewußt zu werden, von den unfehlbaren Kugeln zu sprechen, und schob die Schuld auf einen Fehler am Gewehr, den er erst in voriger Nacht beim Putzen desselben entdeckt haben wollte.

Siehst du, Mutter Anne — sagte nun der Förster lachend — wie ich's gesagt habe: der Weidemann hat im Laufe gesteckt, und dein Kobold, der den Vater Kuno heut früh herunter geworfen hat, steckt in dem verrosteten Nagel.

Was ist das mit dem Kobold? — fragte Wilhelm.

Nichts — erwiderte der Alte — das Bild

fällt heut Morgen, wie eben die Uhr sieben schlug, von selbst herunter, und da meint denn Mutter Anne gleich, es spukt.

Um Sieben! — wiederholte Wilhelm und der Stelzfuß fiel ihm ein, der um eben diese Stunde von ihm geschieden war.

Freilich ist das keine rechte Zeit zum Spuken — fuhr der Förster fort, und klopfte Mutter Annen freundlich die Backen. Aber diese schüttelte noch bedenklich den Kopf: Gott gebe, daß alles natürlich zugegangen ist, sagte sie bedenklich, und Wilhelm entfärbte sich etwas. Er beschloß seine Kugeln bei Seite zu legen, und nur zu seinem Probeschuß eine zu gebrauchen, um sein Glück nicht durch die Bosheit eines Feindes zu verscherzen. Allein der Förster nöthigte ihn mit sich auf die Jagd, und wollte er nicht von neuem Mißtraun gegen seine Geschicklichkeit erregen und den Alten erzürnen, so mußte er schon einige von seinen Zauberkugeln dran wagen.

6.

In wenig Tagen hatte sich Wilhelm an seine Glückskugeln so gewöhnt, daß er in ihrem Gebrauch nichts bedenkliches mehr ahndete. Er ging täglich durch den Wald in der Hoffnung dem Stelzfuß wieder zu begegnen, denn sein Kugelvorrath hatte sich bis auf zwei vermindert, und wollte er seinen Probeschuß mit Sicherheit bestehn, so war die äußerste Sparsamkeit nöthig. Er schlug sogar dem alten Förster heut seine Begleitung auf die Jagd aus; denn morgen wurde der Landjägermeister erwartet, und es konnte möglich seyn, daß dieser noch außer dem eigentlichen Probeschuß einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu sehn verlangte. Allein am Abend kam statt des Jägermeisters ein Bote, der eine starke Wildpretlieferung für den Hof bestellte, und die Ankunft seines Herrn auf acht Tage später ansagte.

Wilhelm glaubte zu Boden sinken zu müssen, und sein Erschrecken hätte Verdacht erregt, wären nicht alle geneigt gewesen, es der getäuschten Hoffnung des Bräutigams zuzuschreiben.

Er mußte nun auf die Jagd, und wenigstens Eine seiner Kugeln aufopfern. Von der andern, schwur er, solle ihn nichts trennen, als der entscheidende Schuß am Verlobungstage.

Der Vater schmälte, als Wilhelm mit einem einzigen Hirsch von der Jagd zurückkam, denn die verlangte Lieferung war beträchtlich. Er zürnte am andern Mittag noch mehr, als Rudolf mit reicher Beute, und Wilhelm ganz leer nach Haus kam. Am Abend drohte er ihn fortzuschicken, und die Einwilligung zu seiner Verbindung mit Käthchen zurückzunehmen, wenn er nicht den folgenden Morgen wenigstens noch zwei Rehböcke bringen würde. Käthchen war in der größten Angst, und bat ihn bei aller ihrer Liebe, doch ja allen Fleiß anzuwenden und lieber auf der Jagd gar nicht an sie zu denken.

So ging Wilhelm verzweiflungsvoll in den Wald. Käthchen sah er in jedem Falle für sich verloren, es blieb ihm nichts übrig, als die traurige Wahl, auf welche Art er sein Glück zerstören wollte.

Indem er, unfähig zu wählen, sich in

Betrachtung seines Schicksals verlor, zeigte sich ihm ganz in der Nähe ein Rudel Rehe. Maschinenmäßig griff er nach seiner letzten Kugel; sie lastete ihm centnerschwer in der Hand. Schon wollte er sie zurückfallen lassen, entschlossen den Schatz zu bewahren, es koste, was es wolle. Da sah er in der Ferne den Stelzfuß auf sich zu kommen; freudig lies er die Kugel in den Lauf rollen, drückte los, und zwei Rehböcke sanken zu Boden. Wilhelm lies sie stürzen und eilte nach dem Invaliden, aber dieser mußte einen andern Weg eingeschlagen seyn; er war nicht zu finden.

7.

Vater Bertram war mit Wilhelm zufrieden, aber dieser ging den ganzen Tag in stiller Verzweiflung umher, und selbst Käthchens Liebkosungen vermochten nicht ihn aufzuheitern.

Auch am Abend saß er noch ganz stumm und bemerkte kaum, daß der Förster mit Rudolfen in ein ziemlich lebhaftes Gespräch

gerathen war, bis ihm endlich jener aus seiner Betäubung weckte.

Das darfst du nun so wenig dulden als ich, Wilhelm — rief er dem Träumenden zu — daß jemand unsrem Altvater Kuno solche Dinge nachsagt, wie der Rudolf eben. Haben die Engel damals ihm und dem armen unschuldigen Menschen beigestanden, wie wir von ihrem englischen Schutz im alten Testamente mehr Exempel lesen, so wollen wir Gottes wunderbare Güte preisen, aber Teufelskünste lass' ich meinem Urvater nicht nachsagen. Er starb sanft und selig auf seinem Bette unter Kindern und Enkeln, aber wer Teufelskünste treibt, mit dem nimmt's niemals ein gutes Ende, wie ich selbst angesehn habe, als ich noch bei Prag im Böhmischen lernte.

O, erzählt doch, wie das war, rief Rudolf, und die Andern stimmten bei.

Schlimm genug war es — fuhr der Förster fort — es graut mir noch, wenn ich daran denke. Da war damals in Prag ein junger Mensch, Georg Schmid hieß er, ein verwogener, wilder Bursch, sonst aber brav

und flink, der war ein starker Liebhaber von der Jagd, und so oft er konnte, kam er zu uns. Er wär auch ein tüchtiger Jäger geworden, aber er war zu flüchtig und schoß daher oft neben weg. Einmal, wie wir ihn damit aufzogen, vermaß er sich hoch, er wolle bald besser schießen als alle Jäger und es solle ihm kein Wild entgehn, weder in der Luft noch im Gebüsch. Aber er hielt schlecht Wort. Ein paar Tage drauf pocht uns früh ein unbekannter Jäger heraus, und sagt' an, draußen auf der Straße liege ein Mensch halb todt und ohne Hülfe. Wir Bursche machen uns gleich auf und hinaus, da liegt der Georg überall blutig und zerkratzt, als wär er unter wilden Katzen gewesen, sprechen konnte er nicht, denn er war ganz besinnungslos und gab kaum ein Lebenszeichen von sich. Wir trugen ihn gleich ins Haus, und einer meldet' es in Prag, wo er auch bald abgeholt wurde. Da hat er denn vor seinem Ende ausgesagt, daß er mit einem alten Bergjäger habe Freikugeln gießen wollen, die allezeit treffen, und weil er etwas dabei versehn, habe ihn der Teufel so zuge-

richtet, daß er's mit seinem Leben bezahlen müsse.

Was hatte er denn versehn — fragte Wilhelm bebend — ist denn der Teufel bei solchen Künsten allemal im Spiel?

Wer sonst? — erwiderte der Förster. — Ich weiß wohl, manche schwatzen von verborgenen Naturkräften und vom Einfluß der Sterne; nun, ich will niemand seinen Glauben nehmen, aber ich bleibe dabei, es ist Teufelsspiel.

Wilhelm schöpfte etwas freier Athem. Hat denn der Georg nicht erzählt, was ihn so übel zugerichtet? fragte er den Förster.

Freilich — antwortete dieser — vor Gericht hat er's ausgesagt. Er war gegen Mitternacht mit dem Bergjäger auf einen Kreuzweg gegangen; da hatten sie mit einem blutigen Degen einen Kreis gemacht, und den mit Todtenschädeln und Knochen kreuzweis belegt. Drauf hatte der Bergjäger Schmidten unterrichtet, was er zu thun habe. Er solle nämlich mit dem Schlag eilf Uhr anfangen die Kugeln zu gießen, nicht mehr und nicht weniger als drei und sechzig, eine über oder unter diese Zahl,

wenn die Glocke Mitternacht schlüge, so wär er verloren, auch dürfe er während der Arbeit weder ein Wort sprechen, noch aus dem Kreise treten, es geschehe um ihm, was nur immer wolle. Dafür müßten aber auch sechzig von seinen Kugeln unfehlbar treffen, und nicht mehr als drei würden fehlen. Schmid hatte nun wirklich das Gießen angefangen, aber, wie er sagte, so grausame und erschreckliche Erscheinungen gesehen, daß er endlich laut aufgeschrieen und aus dem Kreise gesprungen, worauf er denn bewußtlos zu Boden gefallen, und sich nicht eher besonnen, bis er in Prag unter den Händen der Aerzte, und dem Zuspruch der Geistlichen, wie aus einem Traum erwacht sei.

Gott bewahre jeden Christen vor solchen Schlingen des Satans — sagte die Försterin und bekreuzte sich.

Der Georg hatte also wohl ordentlich ein Pakt mit dem Satan gemacht? — fragte Rudolf weiter.

Das will ich nicht grade behaupten — versetzte der Förster — denn es heißt: richtet nicht. Aber das bleibt doch immer ein schwerer

Frevel, wenn der Mensch sich in Dinge einläßt, wo der Böse leicht an ihn kommen, und ihm an Leib und Seele verderblich werden kann. Der Feind kommt wohl von selbst, ohne daß der Mensch ihn ruft, oder ein Pakt mit ihm schließt. Ein frommer Jäger braucht das auch nicht, du hast es nur erst erprobt, Wilhelm, gut Gewehr und gute Wissenschaft, da braucht der Jäger keine Freikugel, und trifft doch wohin er soll. Ich möcht' auch um keinen Preis eine solche Kugel abschießen, denn der Feind ist ein arger Schalk, und könnte mir einmal die Kugel nach seinem Ziel führen, statt nach dem meinen.

8.

Der Förster ging schlafen und ließ Wilhelmen in der peinlichsten Unruhe. Er warf sich vergebens auf sein Lager, der Schlaf floh seine Augen. Der Stelzfuß, Georg, Käthchen, der fürstliche Kommissar, der den Probeschuß verlangte, schwebten abwechselnd seinen Augen vor, und eine fieberhafte Phantasie verwirrte ihre Gestalten zu furchtbaren Gruppen.

Bald drohte ihm der unglückliche Geisterbeschwörer warnend als ein blutiges Schreckbild, bald verwandelte sich seine drohende Miene in Käthchens hinsterbendes, todtenbleiches Gesicht, und der Stelzfuß stand mit höllischem Hohngelächter daneben. Bald stand er selbst, zum Probeschuß fertig, vor dem fürstlichen Kommissar, er zielte, schoß und — fehlte. Käthchen sank in Ohnmacht, der Vater verstieß ihn, da kam der Stelzfuß und brachte ihm neue Kugeln — zu spät, kein zweiter Schuß war ihm verstattet.

So verstrich ihm die Nacht. Mit dem frühesten Morgen ging er in den Wald, und nicht ganz absichtlos nach der Stelle, wo der Invalid ihm begegnet war. Die frische, klare Morgenluft hatte die düstern Bilder der Nacht in ihm verweht. Thor sprach er zu sich selbst, weil du das Geheimnißvolle nicht begreifst, muß es darum ein feindliches Geheimniß seyn? Und ist es so unnatürlich, was ich suche, daß Geisterhülfe dazu nöthig wär? Der Mensch bändigt den mächtigen Trieb des Thieres, daß es nach des Herrn Willen sich bewegt, warum sollt' er nicht durch natürliche Kunst den Lauf

des todten Metalls lenken können, das erst durch ihn Bewegung und Kraft erhält? Die Natur ist so reich an Wirkungen, die wir nicht begreifen, sollt' ich mein Glück um eines Vorurtheils willen verscherzen? Geister werd' ich nicht rufen, aber die Natur und ihre verborgenen Kräfte will ich auffordern und gebrauchen, auch wenn ich ihre Geheimnisse zu entziffern nicht vermögend bin. Ja, ich suche den alten Stelzfuß auf, und find' ich ihn nicht, — nun ich werde beherzter seyn, als jener Georg, ihn stachelte Uebermuth, mich ruft Lieb' und Ehre.

Allein der Stelzfuß war nicht zu finden, so angelegentlich auch Wilhelm suchte. Niemand von allen, die er fragte, wollte einen Menschen, wie er ihn beschrieb, gesehn haben.

Der folgende Tag verging unter eben so fruchtlosen Nachforschungen.

So sei es denn! — beschloß Wilhelm — die Tage sind mir zugezählt. In dieser Nacht noch geh' ich auf den Kreuzweg im Walde. Dort ist es einsam, niemand sieht meine nächtliche Arbeit und den Kreis verlasse ich nicht, bis mein Werk vollendet ist.

9.

Der Abend dämmerte, und Wilhelm hatte sich mit Blei, Kugelform, Kohlen und allem Nöthigen versehen, um nach dem Abendessen unvermerkt das Haus verlassen zu können. Er wollte sich eben entfernen und wünschte dem alten Förster eine ruhige Nacht, als dieser seine Hand faßte.

Wilhelm — sprach er — ich weiß nicht, wie mir so sonderbar zu Muth ist, ich fühle mich beklommen, daß ich mich vor dieser Nacht fürchte, wer weiß, was mir bevorsteht. Willst du mir einen Gefallen thun, so bleib diese Nacht bei mir, du mußt dir darum nicht bange seyn lassen, es ist nur für mögliche Fälle.

Käthchen erbot sich sogleich, bei ihrem Vater zu wachen, und wollte seine Pflege niemand anders, selbst ihrem Wilhelm nicht anvertrauen, aber Vater Bertram wies sie zurück. Ein andermal kannst du bleiben — sagt' er — heut' ist mir's als wär ich ruhiger, wenn ich den Wilhelm bei mir habe.

Wilhelm hätte gern Einwendungen gemacht,

aber Käthchen empfahl ihm die Pflege ihres Vaters so dringend und mit so unwiderstehlichen Bitten, daß er gern blieb und seinen Vorsatz bis zur folgenden Nacht aufschob.

Nach Mitternacht ward Vater Bertram ruhig und schlief fest, so daß er am Morgen selbst über seine Angst lächelte. Er wollte mit Wilhelm in den Wald, allein dieser hoffte auf den unsichtbar gewordnen Unbekannten, und hielt den Förster mit scheinbarer Besorgniß um seine Gesundheit ab. Der Invalid zeigte sich nicht und Wilhelm beschloß zum zweitenmal den Gang auf den Kreuzweg.

Als er am Abend von der Jagd zurückkam, sprang ihm Käthchen freudig entgegen. Rath' einmal, Wilhelm — rief sie — wen du bei uns findest. Du hast Besuch bekommen, recht lieben Besuch; aber ich sag' es dir nicht, du mußt rathen.

Wilhelm war nicht aufgelegt zum rathen und noch weniger Besuch zu sehn, denn der liebste war ihm heut ein unwillkommner Störer. Er wies Käthchen's Freude mit Unmuth zurück, und sann auf einen Vorwand umzukehren,

da

da öffnete sich die Thür des Hauses und der Mond beleuchtete einen ehrwürdigen Greis in Jägerkleidung, der heraustretend die Arme gegen Wilhelm ausbreitete.

„Wilhelm!“ rief ihm eine bekannte freundliche Stimme zu, und Wilhelm fühlte sich von den Armen seines Oheims umfangen.

Die ganze Zaubergewalt schöner Erinnerungen von kindlicher Liebe, Freude und Dankbarkeit drang mächtig auf Wilhelm ein, und vergessen war das nächtliche Vorhaben, als mitten im frohen Gespräch die Mitternachtsstunde schlug und Wilhelmen schauerlich an das Versäumte erinnerte.

Noch Eine Nacht nur ist mir übrig — dacht' er — morgen oder nie! — Die heftige Bewegung in seinem Innern entging selbst dem Greise nicht, aber gutmüthig suchte er den Grund in Wilhelms Ermüdung, und entschuldigte sich des langen Gesprächs wegen mit seiner Abreise, die er nicht länger als bis morgen früh verschieben könne. Laß dich das Stündchen heut nicht reuen — sagte er beim Ausein-

andergehn zu Wilhelm — du schläfst vielleicht nun um so sanfter.

Für Wilhelm hatten diese Worte einen tiefe- ren Sinn. Er ahndete dunkel, daß die Aus- führung seines Vorhabens die Ruhe des Schlafs von ihm scheuchen könnte.

10.

Der dritte Abend kam. Was gethan wer- den sollte, mußte heut geschehn, denn auf mor- gen war die Probe angesetzt. Den ganzen Tag hatte Mutter Anne mit Käthchen im Hause herumgeschäftert, um den vornehmen Gast an- ständig zu empfangen. Am Abend war alles auf das Beste geschmückt. Mutter Anne um- armte Wilhelmen, als er von der Jagd zurückkehrte, und begrüßte ihn zum erstenmale mit dem liebevollen Sohnesnamen. In Käth- chens Augen glühte die zarte Sehnsucht einer jungen liebeglühenden Braut. Der Tisch war festlich mit deutungsvollen Blumen geschmückt, und reicher als sonst mit Wilhelms Lieblings- speisen von der Mutter, und mit lange gespar-

ten Flaschen von dem Vater besetzt. Heute ist unser Fest, sagte der alte Förster, indem er in seinem Bräutigamsschlafrock hereintrat, morgen sind wir nicht allein und können nicht so traulich und herzlich bei einander sitzen, drum laßt uns froh seyn, als wollten wir heute für das ganze Leben uns freuen.

Er umarmte Alle, und war bewegt, daß ihm die Stimme versagte. Nun, Väterchen — sagte die Försterin mit bedeutendem Lächeln — ich denke doch, die jungen Leute werden morgen noch froher seyn, wie heute, verstehst du mich?

Ich versteh dich wohl, Mutter — erwiderte der Förster — mögen's denn die Kinder auch verstehn, und sich voraus freuen. Kinder, der Pfarrer ist auf morgen mit eingeladen, und wenn der Wilhelm gut geschossen hat . . .

Ein Geprassel und ein lauter Schrei von Käthchen unterbrach hier den Förster Kuno's Bild fiel wieder von der Wand und die Ecke des Rahmens verwundete Käthchen an der Stirn. Der Nagel schien zu locker in der Wand gestanden zu haben, denn er fiel mit der Kalkbekleidung nach.

Ich weiß auch nicht — sagte der Förster verdrüßlich — warum das Bild nicht ordentlich aufgehängt wird, das ist nun das zweitemal, daß es uns erschreckt. Hast du Schmerz, Käthchen?

Es ist unbedeutend — versetzte sie freundlich und wischte das Blut aus den Locken — ich bin nur sehr erschrocken.

Wilhelm war fürchterlich bewegt, als er Käthchens todtenbleiches Gesicht und das Blut an ihrer Stirn sah. So hatte sie seine Phantasie in jener entsetzlichen Nacht ihm gezeigt, und alle diese Bilder wurden jetzt aufgeregt und folterten ihn von neuem. Sein Vorsatz diese Nacht das zweideutige Werk zu beginnen, war heftig erschüttert, aber der Wein, den er, um seine innre Qual zu verbergen, schneller und häufiger als gewöhnlich trank, erfüllte ihn mit einem wilden Muth, er beschloß von neuem, kühn das Wagstück zu unternehmen, und sah in seinem Vorhaben nichts als den schönen Kampf der Liebe und des Muthes mit der Gefahr.

Die Glocke schlug jetzt Neun. Wilhelmen

pochte das Herz gewaltig. Er suchte einen Vorwand sich zu entfernen; vergebens, wie konnte der Bräutigam am Hochzeitvorabend die Braut verlassen? Die Zeit flog ihm pfeilschnell vorüber, er litt namenlose Qualen in den Armen der belohnenden Liebe. Zehn Uhr war nun vorüber, der entscheidende Augenblick war gekommen. Ohne Abschied schlich Wilhelm sich von der Seite der Braut; schon war er mit seinen Werkzeugen vor dem Hause, da kam die Mutter ihm nach. Wohin, Wilhelm? fragte sie ängstlich. Ich habe ein Wild angeschossen, und es im Taumel vergessen, war die Antwort. Vergebens bat sie, vergebens schmeichelte ihm Käthchen, die in seiner verstörten Eile etwas ahndete, was ihr unerklärlich schien. Wilhelm drängte beide zurück und eilte in den Wald.

II.

Der Mond war im Abnehmen und stieg dunkelroth am Horizont herauf. Graue Wolken flogen vorüber und verdunkelten zuweilen die Gegend, die bald darauf sich wieder plötzlich

vom Mondstrahl aufhellte. Die Birken und Aspen standen wie Gespenster im Wald und die Silberpappel schien Wilhelmen wie eine weiße Schattengestalt zurück zu winken. Er schauderte und die wunderähnliche Störung seines Vorhabens in den letztvergangenen Nächten, das bedeutende, wiederholte Fallen des Bildes schien ihm die letzte Abmahnung seines weichenden Schutzgeistes von einer bösen That zu seyn.

Noch einmal schwankt' er im Vorsatz. Schon wollt' er umkehren, da war es, als flüsterte ihm eine Stimme zu: Thor! hast du nicht schon den Zauber gebraucht, scheuest du nur die Mühe des Erwerbs? — Er stand, der Mond trat glänzend aus der dunklen Wolke und beleuchtete das friedliche Dach der Försterwohnung. Wilhelm sah Käthchens Fenster im Silberglanz flimmern, er breitete seine Arme aus und schritt bewußtlos nach der Heimath zurück; da flüsterte die Stimme von neuem, ein heftiger Windstoß brachte den Schlag des zweiten Stundenviertels. Fort, zur That! rief es um ihn: Zur That, wiederholte er laut, feig ist es und kindisch auf halbem Wege umzukehren, thöricht das

Große aufzugeben, wenn man um kleineres schon vielleicht — sein Heil gewagt hat. Ich will vollenden.

Er schritt mit großen Schritten vorwärts, der Wind jagte die zerrissenen Wolken wieder vor den Mond, und Wilhelm trat in die dichte Finsterniß des Waldes.

Jetzt stand er auf dem Kreuzweg. Der Zauberkreis war gezogen, die Schädel und Todtenbeine rings umher gelegt. Der Mond hüllte sich immer dichter in das Gewölk, und ließ die düstern Kohlen, von abwechselnden Windstößen aufgeblasen, allein die nächtliche That mit einem trüben röthlichen Scheine beleuchten. In der Ferne schlug eine Thurmuhr das dritte Stundenviertel an; Wilhelm legte die Gießkelle auf die Kohlen, und warf das Blei hinein, nebst drei Kugeln, die schon früher einmal getroffen hatten, denn von diesem Gebrauch der Freischützen erinnerte er sich in seiner Lehrzeit gehört zu haben. Im Walde fing es nun an sich zu regen. Zuweilen flatterten Eulen, Fledermäuse, und andres lichtscheues Nachtgeflügel vom Schein geblendet, auf. Sie fielen von ihren Zweigen

und setzten sich um den Zauberkreis, wo sie dumpf krächzend mit den Todtenschädeln unverständliche Gespräche zu halten schienen. Ihre Zahl vermehrte sich, und unter ihnen huschten neblichte Gestalten, wie Wolken hin, bald thierähnlich, bald menschlicher gebildet. Der Windstoß spielte mit ihren trüben Dunstkörpern, wie mit abendlichem Thaugewölk, nur Eine stand schattenähnlich, aber unverändert unfern dem Kreis und blickte starr und wehmüthig auf Wilhelm. Zuweilen hob sie die blassen Hände klagend empor, und schien zu seufzen. Die Kohlen brannten düstrer, wenn sie die Hände erhob, aber eine graue Eule schwang die Flügel und fachte die verlöschenden an. Wilhelm wandte sich ab, denn das Angesicht seiner todten Mutter schien aus der düstern Gestalt mit klagender Wehmuth ihn anzublicken.

Da schlug die Glocke Eilf. Die weisse Gestalt verschwand seufzend. Die Eulen und Nachtraben flatterten krächzend auf, die Schädel und Todtenbeine rasselten unter ihren Flügeln. Wilhelm kniete an seinem Kohlenheerd, er goß,

und mit dem letzten Glockenschlag fiel die erste Kugel aus der Form.

12.

Die Eulen und Todtenbeine ruhten. Aber auf dem Wege kam ein altes, gebücktes Mütterchen auf den Zauberkreis-los. Sie war ringsum mit hölzernen Löffeln, Rührkellen und anderm Küchengeräth behangen, und machte ein fürchterliches Geklapper, die Eulen krächzten ihr entgegen und streichelten sie mit ihren Flügeln. Am Kreise bückte sie sich nach den Knochen und Schädeln, aber die Kohlen sprühten nach ihr und sie zog die dürren Hände zurück. Da ging sie um den Kreis und hielt Wilhelmen grinsend ihre Waare entgegen. Gieb mir die Knöchelchen — gurgelte sie ihm zu — ich geb dir ein Löffelchen, gieb mir die Schädel, was soll dir der Bettel? Kann dir nichts frommen, wirst nicht entkommen, mußt mit zum Hochzeitreihn, lieb Bräutgam mein.

Wilhelm schauderte, doch blieb er still und eilte mit seiner Arbeit. Das alte Weib war ihm nicht unbekannt. Eine wahnsinnige Bett-

lerin war sonst öfters in diesem Aufzuge in der Nachbarschaft umhergegangen, bis sie endlich im Irrenhause eine Versorgung gefunden hatte. Er wußte nicht, war es Wirklichkeit oder ein Trugbild, was sich ihm darstellte. Nach einer Weile warf die Alte zornig ihren Vorrath ab, und mit den Worten: Nimm das zur Polternacht, das Brautbett ist gemacht, morgen, wenn Abend graut, bist du mir angetraut, komm bald, feins Liebchen! trippelte sie langsam in den Wald.

Plötzlich rasselte es, wie Räder und Peitschengeknall. Ein Wagen kam mit einem Sechsgespann und Vorreitern. Was soll das hier auf der Straße? rief der vorderste; Platz da! Wilhelm blickte auf, dem Hufschlag der Pferde entsprangen Funken, und um die Wagenräder leuchtete es wie phosphorischer Schein. Wilhelm ahndete ein Zauberwerk und blieb ruhig. Hinan, hinan, hinüber, darüber, im tollen Lauf hinan, hinauf! rief der Vorreiter zurück, und im Augenblick stürmte die ganze Schaar auf den Kreis los. Wilhelm stürzte zu Boden, als die Pferde hoch über seinem

Kopf bäumten, aber die lustige Reiterei sauste mit dem Wagen in die Luft, drehte sich einigemal über den Zauberkreis und verschwand in einem Sturm, der die Wipfel zerriß und die Zweige weit umher streute.

Es verging einige Zeit, eh sich Wilhelm vom Schreck erholte. Er zwang seine zitternden Hände fest zu halten und goß ungestört einige Kugeln. Da schlug die ferne, ihm wohlbekannte Thurmglocke. Tröstend, wie eine freundliche Stimme schallte ihm der Klang aus der Menschenwelt in den furchtbaren abgesonderten Kreis herüber, aber die Glocke schlug zweimal, dreimal. Er schauderte über den blitzschnellen Verlauf der Zeit, denn noch war nicht der dritte Theil seiner Arbeit vollendet — Sie schlug zum viertenmal. Wilhelms Kraft war vernichtet, jedes Glied schien gelähmt und die Gießform entsank seiner bebenden Hand. Er horchte mit verzweifelnder Resignation auf den Schlag der vollen Stunde, der Klang säumte, zögerte, blieb aus. Ein Spiel mit dem Schall der ernsten Mitternachtstunde schien selbst den furchtbaren Mächten der Tiefe zu gewagt. Voll

froher Ahnung ergriff Wilhelm seine Uhr, sie zeigte das zweite Viertel der Stunde. Er blickte dankbar zum Himmel, und eine fromme Empfindung mäßigte seinen Jubel, der gegen die Gesetze der dunkeln Welt eben in einem lauten Ausruf sich Luft machen wollte.

Gefaßt und gestärkt gegen neue Täuschung ging er muthig wieder an sein Werk. Tiefe Stille war rings um ihn, nur die Eulen schnarchten und stießen zu Zeiten die Schädel gegen die Todtenknochen. Auf einmal knisterten die Büsche. Der Ton war dem kundigen Jäger nicht fremd, er blickte hin, und, wie er vermuthete, eine wilde Bache brach durch das Gebüsch und rannte auf den Kreis los. Wilhelm ahndete hier keine Täuschung, er sprang auf, faßte sein Gewehr und drückte es schnell auf das wilde Thier los, aber kein Funken sprang aus dem Stein, er zog den Hirschfänger, aber das borstige Unthier fuhr, wie zuvor Wagen und Pferde, über ihn in die Luft und verschwand.

13.

Der geängstete Wilhelm eilte, die verlorne Zeit einzubringen. Sechzig Kugeln waren gegossen, er blickte froh empor, die Wolken öffneten sich und der Mond warf seine hellen Strahlen wieder auf die Gegend. Da rief eine ängstliche Stimme im Walde: Wilhelm! Wilhelm! es war Käthchens Stimme. Wilhelm sah sie aus dem Gebüsch treten und furchtsam umherblicken. Hinter ihr keuchte das alte Weib und streckte die dürren Arme spinnenartig nach der Fliehenden, deren flatterndes Gewand sie zu erhaschen suchte. Käthchen sammelte die letzten ermattenden Kräfte zur Flucht, da trat ihr der Stelzfuß in den Weg, sie stockte einen Augenblick im Lauf, und jetzt faßte sie die Alte mit den entfleischten Knochenhänden. Wilhelm hielt sich nicht länger, er warf die Form mit der letzten Kugel aus der Hand, und eben wollt' er den Zauberkreis überspringen, da schlug die Glocke Mitternacht, das Zauberbild war verschwunden, die Eulen warfen flatternd Knochen und Schädel unter einander und flogen davon,

die Kohlen verloschen, und Wilhelm sank erschöpft zu Boden.

Jetzt kam auf schwarzem Roß langsam ein Reiter heran. Er hielt vor dem zerstörten Zauberkreise. Du hast deine Probe gut bestanden, sprach er, was begehrst du von mir?

Nichts von dir — antwortete Wilhelm — was ich brauche, hab' ich mir selbst bereitet.

Mit meiner Hülfe — fuhr der Fremde fort — darum gehört mir mein Theil.

Mit nichten — rief Wilhelm — ich habe dich weder gedungen noch dir gerufen.

Der Reiter lächelte höhnisch. Du bist kühner — sprach er — als deines gleichen sonst zu seyn pflegen. Nimm die Kugeln, die du bereitet hast. Sechzig für dich, drey für mich; jene treffen, diese äffen, auf Wiedersehn, dann wirst du's verstehn.

Wilhelm wandte sich ab. Ich will dich nicht wiedersehn — rief er — verlaß mich!

Warum wendest du dich von mir? — fragte der Fremde mit furchtbarem Lächeln — kennst du mich?

Nein, nein! — schrie Wilhelm schau-

dernd — ich will dich nicht kennen, ich weiß nichts von dir! Wer du seyn magst, verlaß mich!

Der schwarze Reiter wendete sein Roß. Dein aufsteigendes Haupthaar — sagte er mit dumpfem Ernst — gesteht, daß du mich kennst. Ich bin der, den mit Schauder im Geist du sträubend nennst.

Mit diesen Worten verschwand er, und die Bäume, unter welchen er gehalten hatte, senkten verdorrte Aeste zum Boden.

14.

Barmherziger Gott, Wilhelm, was ist dir geschehen? — riefen Käthchen und Mutter Anne, als Wilhelm nach Mitternacht bleich und verstört nach Haus kam — du siehst, wie aus dem Grabe gestiegen.

Es ist von der Nachtluft — antwortete Wilhelm — mir ist in der That etwas fieberhaft.

Wilhelm — sagte der Förster, der eben hinzutrat — dir ist etwas im Walde begegnet.

Warum ließest du dich nicht halten? Mir machst du keinen blauen Dunst.

Wilhelm war über den Ernst des Vaters betroffen. Nun ja — erwiderte er — mir ist wirklich etwas begegnet. Aber geduldet euch neun Tage. Früher, wißt ihr selbst . . .

Gern, lieber Sohn, gern! — fiel der Alte ein — Gottlob, wenn es etwas ist, was neun Tage geheim bleiben muß. Laß ihn ruhig, Mutter, stör' ihn nicht, Käthchen! Ich hatte beinah dir Unrecht gethan, guter Wilhelm! Nun geh', erhole dich, die Nacht, sagt das Sprichwort, ist keines Menschen Freund, aber fasse nur Muth, wer in seinem Beruf ist und auf guten Wegen geht, dem schadet auch der Nachtspuk nicht.

Wilhelm hatte alle Verstellungskunst nöthig, um nicht zu verrathen, wie sehr des Alten Ahnung mit der Wahrheit übereinkam. Die schonende Liebe des Vaters, sein unerschüttertes Vertraun, wo Alles auf schwere Verschuldung deutete, zerriß sein Herz. Er eilte auf sein Zimmer, entschlossen das Zauberwerk zu vernichten. Nur Eine Kugel — nur Eine will ich brau,

brauchen — rief er weinend mit gefalteten Händen zum Himmel — O die Absicht darf doch einmal das zweideutige Mittel entsündigen. Mit tausend Büßungen will ich's ja gern versöhnen, wenn etwas sündiges an meiner That ist! Kann ich denn jetzt noch zurück, ohne mein ganzes Glück, meine Ehre, meine Liebe zu zerstören?

Sein Vorsatz stillte die Unruh in seiner Brust, und er sah am Morgen der Sonne ruhiger entgegen, als er gehofft hatte.

15.

Der fürstliche Kommissarius kam, und verlangte vor der ernsthaften Probe eine kleine Jagdparthie mit dem jungen Förster zu machen. Denn — sagte er — es ist ganz gut, daß wir die alte Solennität beibehalten, aber die Kunst des Jägers zeigt sich draußen im Wald am besten. Frisch auf, Herr Expektant, in den Wald!

Wilhelm erblaßte und wollte Entschuldigungen vorbringen, und als diese bei dem Land-

jägermeister nichts fruchteten, bat er, seinen Probeschuß wenigstens zuvor thun zu dürfen. Der alte Förster schüttelte bedenklich den Kopf. Wilhelm, Wilhelm — sagte er, mit bebender, tiefer Stimme — hätte ich gestern doch richtig geahndet?

Vater! — rief dieser, und Verzweiflung erstickte seine Stimme. Er entfernte sich schnell, und in wenig Augenblicken war er zur Jagd fertig bei dem Vater und folgte dem Jägermeister in den Wald.

Der alte Förster suchte seine Ahndungen zu unterdrücken, doch bemühte er sich vergebens um eine frohe Miene. Auch Käthchen war niedergeschlagen, und ging, wie träumend im Haus umher. Sie fragte den Vater, ob es nicht möglich sei, die Probe aufzuschieben? Ich wollt' es auch, sagte dieser, und umarmte sie schweigend.

Jetzt kam der Pfarrer glückwünschend, und erinnerte die Braut an den Kranz. Mutter Anne hatte ihn verschlossen, und in der Eil' beschädigte sie aufschließend das Schloß. Ein

Kind wurde geschwind zu einer Kranzhändlerin geschickt, um einen andern Kranz für die Braut zu holen. Laß dir den schönsten geben, rief Mutter Anne dem Kinde nach, aber dieses griff in der Unwissenheit nach dem glänzenden, und die mißverstehende Verkäuferin gab ihm einen Todtenkranz für eine Braut von Myrte und Rosmarin mit Silber durchwunden. Mutter und Braut erkannten das Deutungsvolle des Zufalls; jede schauderte, und beide suchten, sich umarmend, ihr Grauen in ein Lächeln über den Mißgriff des Kindes umzuwandeln. Das Schloß wurde noch einmal versucht, es öffnete sich leicht, die Kränze wurden gewechselt, und der Brautkranz in Käthchens Locken gewunden.

16.

Die Jäger kamen zurück. Der Kommissar war unerschöpflich in Wilhelms Lobe. Es dünkt mich fast lächerlich — sprach er — nach solchen Proben noch einen Probeschuß zu

verlangen. Doch, dem alten Recht zu Ehren, müssen wir schon einmal etwas unnöthiges thun, und so wollen wir denn die Sache so kurz als möglich abthun. Dort auf dem Pfeiler sitzt eine Taube, schießen Sie die herunter.

Um Gottes willen — schrie Käthchen herzueilend — Wilhelm, schieß nicht danach. Ach mich träumte diese Nacht, ich war eine weisse Taube, und die Mutter band mir einen Ring um den Hals, da kamst du, und die Mutter ward voll Blut.

Wilhelm zog das schon angelegte Gewehr zurück, aber der Jägermeister lächelte. Ei, ei! — sagte er — so furchtsam? Das schickt sich nicht für ein Jägermädchen. Muth, Muth, Bräutchen! oder ist das Täubchen vielleicht ihr Favoritchen?

Nein — erwiderte sie — mir ist nur so bang.

Nun dann — rief der Kommissar — Courage, Herr Förster, schießen Sie!

Der Schuß fiel, und in demselben Augen-

blick stürzte Käthchen mit einem lauten Schrei zu Boden.

Wunderliches Mädchen! — rief der Landjägermeister — und hob Käthchen auf, aber ein Strom Blut quoll über ihr Gesicht, die Stirn war ihr zerschmettert, eine Büchsenkugel lag in der Wunde.

Was ist? — rief Wilhelm — als lautes Geschrei hinter ihm ertönte. Beim Zurückblicken sah er Käthchen todtenbleich in ihrem Blut. Neben ihr stand der Stelzfuß und mit höllischem Hohnlachen grinsete er: Sechzig treffen, drei äffen.

Wilhelm riß wüthend seinen Hirschfänger aus der Scheide, und hieb nach dem Verhaßten. Verfluchter — schrie er verzweifelnd — so hast du mich getäuscht? Mehr konnte er nicht sprechen, denn er sank besinnungslos neben der blutenden Braut zu Boden.

Der Kommissar und der Pfarrer suchten vergebens den verwaisten Aeltern Trost zuzusprechen. Mutter Anne hatte kaum der bräut-

lichen Leiche den prophetischen Todtenkranz auf die Brust gelegt, als sie den tiefen Schmerz in der letzten Thräne ausweinte. Der einsame Vater folgte ihr bald. Wilhelm beschloß sein Leben im Irrenhause.

Das Ideal.

Lange, lange vor der allgemeinen Sündflut gab es einen Prinzen, dem der Hof von Kindesbeinen an vorsagte, daß er in der Folge ganz scharmant regieren würde, und der sich das gerne gesagt seyn ließ.

König Huldibert, sein Vater, hatte aber auch die berühmtesten Professoren der berühmtesten Universitäten in der ganzen Welt zu seiner Bildung zusammen holen lassen, so daß Prinz Heckerling Gelegenheit gehabt hätte, sich über ihre entgegengesetzten Ideen, Begriffe, Systeme, Meinungen und sonnenklaren Beweise todt zu lachen, wenn er seiner künftigen Bestimmung nicht besser eingedenk gewesen wäre. Schon im zwölften Jahre war er ein Weltwunder, und nun mußten die schönen Künste herhalten. Da währte es denn gar nicht lange, so tanzte er wie der damalige Vestris, komponirte besser als

der damalige Haydn, und was Poesie betrifft, so hätte der damalige Göthe bei ihm in die Schule gehen können. Weil er obendrein ein Ausbund von Schönheit war, und das Reich, dessen Erbschaft ihm bevorstand, an Glanz und Größe alle Reiche umher weit übertraf, so müßte ja die Liebe noch viel blinder als gewöhnlich gewesen seyn, wenn sie nicht auf ihn Jagd gemacht hätte. Alle benachbarten Prinzessinnen aber hatten keine Ruhe und ließen ihren Vätern keine Ruhe. Immer wollten sie den schönen Prinzen im Auge haben, und es hätte Noth gethan, daß die guten Väter ihren Thron an den Meistbietenden verkauft und an Huldiberts Hofe privatisirt hätten.

Aber die benachbarten Prinzessinnen alle mit einander waren dem König Huldibert nicht berühmt und vornehm genug für seinen Sohn. Wenigstens nahm man bei der Verheirathung des Prinzen Heckerling auf keine einzige von ihnen Rücksicht. Niemand schien dem Stolze des königlichen Paares zur Schwiegertochter tauglich, als die Thronerbin eines viele hunderttausend Meilen weit entlegenen ungeheuern

Reiches, deren Schönheit der Ruf von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis in König Huldiberts Schloß ausposaunt hatte.

König und Königin entdeckten dem Prinzen, daß es zu einer würdigen Vermählung allmählig Zeit werde, und auf wen ihre Wahl gefallen sei. Wenn nun auch der Prinz des festen Glaubens lebte, daß die Natur ganz expreß für ihn ein Ideal habe aufwachsen lassen, so ward er's doch überdrüssig darauf zu warten, und ließ sich's nach und nach übel und böse gefallen, daß eine Gesandtschaft an den Hof des Königs Isegrimm geschickt wurde, welche dessen Tochter, die bezaubernde Isola, für ihn zur Gemahlin abholen sollte.

Man hatte schon ein entsetzlich großes Gesandtschaftspersonal ernannt und equipirt, als der Hofnarr die naseweise Frage aufwarf, in wie langer Zeit man denn wohl die Reise von vielen hunderttausend Meilen zweimal machen wolle? Das war bis dahin keinem Menschen eingefallen. Ehe die schwerfällige Gesandtschaft nur beim König Isegrimm anlangte, konnte die Prinzessin Isola längst verheirathet oder gar

verstorben seyn, und im Fall sie ja noch ledig und lebendig gefunden wurde, so kam sie doch gewiß durch die Jahre schon unscheinbar gemacht und nicht eher an König Huldiberts Hofe an, als bis der König und seine Gemahlin längst zu ihren Vätern und Müttern versammelt waren. Denn der Ruf, der Isola's Schönheit hergebracht hatte, hätte viel Flügel haben müssen, um sie dem ansehnlichen Zuge zu borgen, und an Jakob Degen und seine Flugmaschinen war damals noch mit keinem Athem gedacht worden.

Diese Frage zerbrach mit Einem Male dem Könige und seinem Staatsrathe die Köpfe, und ein allgemeines Achselzucken war der Erfolg nach mancher qualvollen Nachtwache. Um jedoch wenigstens etwas in der Sache zu thun, wurde eine Preisaufgabe daraus gemacht, wer den Gesandten und seinen Sekretär in Zeit von wenigen Wochen zum König Isegrimm hin-, und nach glücklich beendigtem Auftrage, wenigstens die Prinzessin und den Gesandten, wieder zurück schaffen würde. Je unmöglicher die Sache schien, desto höher konnte der Preis

gesetzt werden, und wirklich versprach König Hulbibert dem glücklichen Spediteur seine reitzende Tochter, die Prinzessin Floribella, zur Gemahlin.

An allen Straßenecken und in allen Zeitungen war Floribella auf diese Weise ausgeboten worden, auch hatte man bereits einige unbefugte Schriftsteller, die sich über die Wohlfeilheit einer dergleichen Preisaufgabe vorlaut genug ausgelassen, bei den Ohren genommen, als ein Mann, der unter der vorigen Regierung des Landes verwiesen worden war, und an den keine Seele mehr gedacht hatte, mit dem Versprechen, des Königs Willen auszuführen, um sichres Geleit ansuchte.

Der Grund zu des Mannes damaliger Landesverweisung lag in ein Paar Siebenmeilenstiefeln und zwei außerordentlich hervorstehenden Höckern, womit seine Brust und sein Rücken versehen war. Mittelst der Stiefeln betrieb er nämlich nicht nur das Botenlaufen außerordentlich gut, sondern er machte sich obendrein zur lebendigen Postkalesche, indem er seine beiden

Höcker also zu satteln verstand, daß vorn und hinten ein Passagier darauf reiten konnte.

So schlecht nun auch die Reisemaschine aussah, so gewährte sie doch jedem Reisenden, der bald an Ort und Stelle seyn wollte, den unläugbarsten Vortheil, daher denn der Mann, welcher nur unter dem Namen Höckerlein bekannt war, so viel Kunden hatte, daß um alle zu fördern, hundert Höcker mehr kaum hingereicht haben würden.

Was aber das gesammte Publikum dabei gewann, das verloren einzelne Innungen und Gewerbe. So litten z. B. die Roßkämme, Wagner, Landkutscher und Schmiede gewaltig darunter, und den Schuhmachern kam ihre Einbuße auch nicht zu gute, denn Höckerleins Siebenmeilenstiefel waren so vortrefflich zusammengezaubert, daß sie niemals besohlt oder ausgebessert werden durften. Nicht minder war Höckerlein Schneidern und Sattlern ein Dorn im Auge, weil er Kleider und Sattel durch unzünftige Gesellen machen ließ, die darauf besser als die zünftigen Leute eingerichtet waren. Die Gastwirthe murrten laut, daß wegen des

so üblich gewordenen Riesenschritts kein Mensch mehr bei ihnen einkehre. Die Weiber wollten nicht mehr schwanger werden, so lange Höckerlein im Lande herumginge. Sie fürchteten nämlich, daß wenn sie sich ja nicht an seinen Höckern versähen, dieß doch gewiß an seiner Nase einmal geschehen würde, die in der That so unförmlich war, daß es gar nicht aussah, als ob er jemand einen ordentlichen Kuß zu geben vermöchte. Das Murren von einer Menge Gewerbe dauerte eine geraume Zeit fort, als endlich Zollbediente und Postmeister eine Beschwerde einreichten, die Hände und Füße hatte. Da nun Post- und Miethpferde mit ihren Gründen für Höckerlein kein Gehör fanden, so wurde der Mann durch Urtel und Recht des Landes auf ewig verwiesen.

König Huldibert schwankte einen Augenblick, ob er Höckerleins jetziges Erbieten annehmen sollte. Einer solchen Mißgeburt konnte er doch unmöglich seine schöne, sechzehnjährige Prinzessin geben! In der Hoffnung jedoch, daß der Mann, der ohnedieß inzwischen alt geworden seyn mußte, solche ungereimte Dinge nicht

prätendiren, sondern mit Reichthümern und Titeln leicht abzufinden seyn würde, ließ der König den Geleitsbrief ausfertigen und abgehen.

Prinzessin Floribella fiel in Ohnmacht, als sich Höckerlein auf dem Schlosse einstellte, der König aber redete ihn folgender Maßen an: Mein lieber Höckerlein, ich denke mich eurer in der bewußten, wichtigen Sache zu bedienen, und verspreche euch, wenn ihr euer Wort erfüllt, und die Prinzessin Isola wirklich auf hiesigem Schlosse angekommen ist, ein paar tüchtige Hände voll der edelsten Edelsteine, und ein paar hundert schöne Rittergüter. Auch sollt ihr als mein Oberreisemarschall hinführo von jedermänniglich angesehen werden, und es dabei in euerm Belieben stehen, ob ihr in dieser Qualität Dienste leisten möget oder nicht. Das seht ihr übrigens wohl ein, daß ihr kein Mann seid für eine bildschöne Prinzessin aus meinem Hause.

Darauf antwortete die Mißgeburt: Nein, Herr König, das sehe ich gar nicht ein. Ich glaube vielmehr, daß mir die gerechte Natur eben durch meine enorme Häßlichkeit die nächsten

An-

Ansprüche auf eine Frau von enormer Schönheit gegeben habe. Und wahrlich, ich bin keinesweges gesonnen, meine Rechte selber mit Füßen zu treten.

Aber, bedenkt nur, versetzte der erschrockne König, meine Tochter ist schon jetzt in Ohnmacht gefallen über euern Anblick, was würde nicht erst geschehen, wenn sie euer Weib werden sollte!

Auch hiervon aber wurde das Tigerthier nicht gerührt, sondern erwiderte ganz kaltblütig, daß sich die Prinzessin allmählig an seine Häßlichkeit gewöhnen, und sie für den Stachel ansehen würde, welcher der schönen Rose zugetheilt worden. Wie ich über ihrer Schönheit das Urtheil meines Spiegels vergessen werde, fügte er hinzu, so wird sie über ihrem Spiegel meine Häßlichkeit vergessen, und alles gar bald in die rechte Ordnung kommen.

Der König, welcher sich über diese so kecken als grausamen Reden gewaltig betrübte, versprach ihm alles Mögliche außer der Prinzessin, und gab ihm obendrein die schönsten guten Worte. Doch Höckerlein blieb dabei, daß er

die Prinzessin eben verlange und sonst gar nichts.

Huldibert entließ ihn hierauf mit der Weisung, in zwei Stunden wieder zu kommen, und berief seinen Staatsrath.

Daß dieser schon wieder nichts als Achselzucken zu geben hatte, verdroß ihn dermaßen, daß er ihn auf der Stelle abdankte. Aber freilich blieb das königliche Wort, das demjenigen, der die bewußte Sache ausführte, die Prinzessin Floribella versprach, nichts destoweniger an allen Straßenecken und in allen Zeitungen stehen. Endlich hatte noch der Gesandte einen Ausweg gefunden. Der König möchte nämlich Höckerleinen immerhin die Prinzessin zusagen, er und sein Sekretär, welche vorläufig bestimmt waren, die beiden Sättel des Siebenmeilenstieflers einzunehmen, gedächten schon die Erfüllung des Versprechens zu hintertreiben. Der Sekretär sollte nämlich unterweges mit Höckerleinen Brüderschaft machen, ihm am Orte ihrer Bestimmung kurz vor der Rückreise einen dreitägigen Schlaftrunk beibringen, und während des Schlafes die Siebenmeilenstiefel ausziehen, welche

er niemals abzulegen pflegte. Wenn dieß geschehen war, so sollte der Sekretär seinem eignen Körper ein paar ähnliche Vorsprünge, wie Höckerlein von der Natur erhalten hatte, durch die Kunst anfertigen lassen, und auf der Rückreise des Schlafenden Platz gänzlich einnehmen.

Zwar mißbilligte der König, daß die Sache auf einem Betruge beruhte, als ihm aber die außerordentliche Wohlthätigkeit dieses Betruges recht anschaulich gemacht worden war, da ließ er sich's gefallen, drang jedoch darauf, daß eine Menge Kostbarkeiten Höckerleinen, als Entschädigung, zurückgelassen würden. Denn daß dieser nach dem Verluste der Siebenmeilenstiefel die weite Rückreise im Leben nicht unternehmen könnte, darüber war der König und seine Familie mit dem Gesandten vollkommen einig.

Reiter und Pferd sollten aber wenigstens die Kostbarkeiten eines großen Gesandtschaftszuges an sich tragen, damit König Isegrimm sogleich schließen könne, welche würdige Hand es sei, worein er die Hand seiner Tochter Isola zu legen habe. Höckerlein selber wurde

in die köstlichsten Zeuge gekleidet, und der Sattel des Gesandten mit den seltensten Perlen ausgeschmückt. Der Gesandte hatte jede Naht seines Kleides mit Brillanten besetzt, und der Sekretär war mit Rubinen und Smaragden überschüttet, trug auch überdieß einen aus den herrlichsten Edelsteinen gefertigten Blumen = und Früchtestrauß, als Geschenk für die Prinzessin Isola, der von den ungeheuern Brillanten und Karfunkeln so schwer wurde, daß er ihn kaum drei Minuten in Einer Hand halten konnte. Und damit doch die Ambassade auch die Ohren ergötzte, heftete man dem Sekretär, ungefragt, alle die goldenen Schellen an, die der Gesandte und Höckerlein sich in tiefster Demuth verbeten hatten.

Höckerlein, auf welchen die ganze Last zurückfiel, ächzte, bei aller Kraft, mit der ihn seine Zauberstiefel versahen, abscheulich, als die Reise fort und zwischen zwei unermeßlichen Reihen weit aufgesperrter Nasen und Mäuler hindurch ging, aber Ehre und Hoffnung spornten ihn, das Aeußerste zu thun, so daß er bald

mit seiner Bürde an Ort und Stelle glücklich anlangte.

Das Geschäft reüssirte über Erwarten schnell. Der köstliche Blumen- und Früchtestrauß entzückte den König Isegrimm. Er gebot seiner Tochter, daß ihr der Prinz Heckerling gefallen sollte, auch wurde sie nach Verlauf von wenig Tagen dem Gesandten als Bevollmächtigten angetraut.

Dieser sah sein Glück in der hoffnungreichsten Blüte. Denn die Prinzessin war nicht nur über alle Begriffe schön, sondern ihr Vater versprach auch ohne alle Umstände, Heckerlings Erstgebornem seinen Thron und was dem anhängig.

Nichts blieb übrig, als des Sekretärs Geschäft wegen der Siebenmeilenstiefel. Mit dem aber wollte es mehrere Tage gar nicht vorwärts. Es schien, als ob das Pferdemetier, welchem Höckerlein sich widmete, ihm auch zu einer ächten Pferdenatur verholfen habe, denn der Schlaftrunk schlug selbst dann nicht an, wenn die Portion verdoppelt und verdreifacht worden war.

Der Gesandte gab schon Angstschweiß von sich, wenn er an das Unglück nach Höckerleins Rückkehr und die ungnädigen Blicke dachte, die es von König Huldibert und dessen Gemahlin und Tochter, für ihn abwerfen würde.

Endlich gelang dem Sekretär sein Vorhaben noch dadurch, daß er den Siebenmeilenstiefler in einen Zank mit mehrern Lastträgern verwickelte, welche ihm mit ihren freimüthigen Demonstrationen so zusetzten, daß körperliche Müdigkeit der Wirkung des Schlaftrunks zu Hülfe kam.

Der Gesandte war außer sich für Entzücken, als der Sekretär gegen Mitternacht einmal in den Siebenmeilenstiefeln zu ihm hereintrat. Auf seinen Befehl wurden sogleich der berühmteste Mechanikus und der geschickteste Sattler der Residenz aus dem Schlafe gepocht, um dem Sekretär das Maas zu nehmen und Sattel und Zeug zu verfertigen.

Weil der Ambassadeur bei Höckerleinen nicht ganz bequem gesessen hatte, so bestellte er die Sitze, deren Gestell der Sekretär abgeben sollte, um eine Vierteleлle länger und breiter, auch ein

paar goldene Lehnen zum Anhalten dazu. Dabei suchte er das unwillige Gesicht des Sekretärs durch die Vorstellung der unbeschreiblichen Ehre, die ihm widerführe, in die gewöhnlichen Falten zurück zu bringen.

Mit Tagesanbruch begab sich der Gesandte zu dem Monarchen, machte diesen mit den Eil erfordernden Umständen bekannt, und erlangte von ihm die Erlaubniß, Nachmittags mit der schönen Isola abreisen zu dürfen.

Damit auch keine Verhinderungsursache dazwischen käme, wurden dem Mechanikus und dem Sattler eine Uhr und ein Galgen vor die Hausthüren gesetzt. Die Uhr sollte ihnen nämlich das Herannahen der Mittagsstunde allaugenblicklich vorhalten, und der Galgen ihnen andeuten, wer nach dem Glockenschlage zwölf unfehlbar daran hängen würde, wenn Sitz und Sattel nicht zuvor fix und fertig wären.

Schon eine Stunde früher wurden die Uhren und die Galgen wieder weggenommen, und Sitz und Sattel obendrein so sinnreich und schön gefunden, daß Mechanikus und Sattler würden Gefahr gelaufen haben, als Hexenmei-

ster verbrannt zu werden, wenn der König für dießmal kein Auge zugedrückt hätte.

Das einzige Bedenken waltete noch vor ob auch der Sekretär die äußerst solide und massive Arbeit würde ertragen können. Der Gesandte wartete auf ihn mit Ungeduld, und der König war sehr böse, daß er ihm nicht die Pünktlichkeit wie dem Mechanikus und dem Sattler eingeschärft hatte. Endlich kam alles darin überein, daß der Sekretär ein Verbrecher sonder Gleichen wäre, und man schickte Leute aus, ihn zu greifen und ihm die Siebenmeilenstiefel sammt den Beinen, die sich so lange erwarten ließen, mir nichts dir nichts, vom Leibe zu schneiden.

Die Leute kamen jedoch leider unverrichteter Sache wieder. Der Sekretär hatte nämlich nach reiflicher Ueberlegung, daß er zeither schon ärgerliche Lasten genug zu tragen gehabt, und daß vor dem jetzigen Uebermaße ein Gang über alle Berge am besten schützen würde, die Siebenmeilenstiefel bereits zu einer Promenade auf seine eigne Hand benutzt.

Da saß nun die Prinzessin und der Gesandte,

während der Sekretär gut Lachen hatte über die Steckbriefe, welche nach ihm erlassen wurden, und welche ihm vorkamen, wie eine Heerde Schnecken, die einen Hasen einholen wollen.

Kein Mensch wußte, wie Isola ihrem Bräutigam in die Arme geführt werden sollte.

König Isegrimm ließ einem ganzen Kollegium, das er bei der schwierigen Sache vergebens um Rath gefragt hatte, die Köpfe vor die Füße legen, aber dadurch wurde das Kollegium nicht klüger und er auch nicht. Endlich fiel noch der Gesandte darauf, daß der vorige Besitzer der Siebenmeilenstiefel, als solcher, gute Konnexionen haben müsse, und ließ ihn, noch schlafend, in seine Wohnung bringen.

Beim Erwachen klagte er dem erschrockenen Höckerlein, daß der boshafte Sekretär sie insgesammt himmelschreiend überlistet hätte, und beschwor ihn, mit Hülfe seiner Freunde oder Freundinnen, auf Mittel und Wege zum baldigsten Rücktransport zu denken.

Als der erste Schreck vorüber war, erbot sich auch Höckerlein, die Fee, welcher er die Stie-

sel verdankte, zu citiren, und ihr, wo möglich, noch ein Paar dergleichen abzuschwatzen.

Wie er jedoch Wind bekam, daß der Gesandte nicht so unschuldig an dem Stiefelraube war, als er aussehen wollte, da war er weder durch Bitten noch Drohen eher zu bewegen, bis König Isegrimm seine Ehre verpfändet hatte, ihm im Gelingungsfall Huldiberts Tochter zur Gemahlin zu verschaffen.

Am Hofe des Königs Huldibert hatte sich aber inzwischen auch etwas sehr Bedenkliches ereignet. Prinz Heckerling wurde nämlich eines Tages auf dem Markte ein paar Alterthumskenner gewahr, die sich bei den Haaren gefaßt hielten. Auf seine Frage erfuhr er, daß eine eben angelangte weibliche Bildsäule die Ursache gewesen, die der eine dem Alterthum, der andre dem modernen Zeitalter zuzuerkennen gesonnen wäre.

Der Prinz vergaß gar bald Beweis und Beweisführer über der Statüe, gab auf der Stelle dafür, was der fremde Kunsthändler nur haben wollte, ließ sie auf das Schloß schaffen, und sagte zum Könige seinem Vater, so sollte

und müßte seine künftige Geliebte aussehen. Denn das Original von dieser wäre es, welches die Natur mit ihm aus Einem Stücke gemacht hätte, und nach dem er sich nunmehr immerfort sehnen müsse, bis er mit ihm wieder vereinigt sei.

König Huldibert glaubte anfangs, sein vielgeliebter Sohn spaße bloß, und sagte lächelnd, daß die Prinzessin Isola ihn schon andres Sinnes machen würde. Aber der Prinz rief: Isola hin, Isola her. Wenn sie nicht ganz die Züge dieser Statüe hat, so mag sie immer bleiben, wo sie ist, oder der Gesandte sie an meiner Stelle behalten.

Nun erschrak König Huldibert über die so wunderlichen Aeußerungen, welche ihn um so mehr beunruhigten, da sie in keiner vorübergehenden Laune ihren Grund hatten. Denn der Prinz wurde von Tag zu Tage verliebter in die Statüe, unterhielt sich alle Nächte im Traume mit ihrem Originale, und die ganze übrige Zeit, jeden der ihm zu nahe kam, davon, wie das Traumbild spreche, oder tanze, oder singe. Denn von alle dem wurde er im Schlafe hinlänglich

unterrichtet, hatte auch in kurzer Zeit viele Ballen Papier auf die Augen, den Mund, das Haar und den Wuchs der Einzigen verdichtet und verkomponirt.

Von der Prinzessin Isola fing er schon an ganz despektirlich zu reden, und arbeitete sich am Ende so tief in das neue Sehnen- und Thränensystem hinein, daß er an unmögliche Dinge gar nicht mehr glaubte, und einmal grade weg vom Könige Huldibert verlangte, er solle doch Befehl geben, daß seine geliebte Statüe lebendig gemacht werde.

Darüber riß denn dem langmüthigen Könige der Geduldfaden, und er sagte: Ungerathener Sohn, habe ich dir darum eine so musterhafte Erziehung geben und dich mit allen möglichen Wissenschaften auffüttern lassen, daß du mir solche alberne Dinge zumuthest? Einsperren werde ich dich und dir eitel Brot und Wasser vorsetzen, damit dir die unnützen Gedanken und Triebe hübsch vergehen, und du einsehen lernest, wie sich ein vernünftiger Kronprinz zu geberden habe.

Und als auch diese kräftigen Worte nicht

anschlugen, da führte der König die Drohung wirklich aus.

Aber das Mitleid der Königin Mutter verwandelte heimlich das Brot, das der Prinz erhielt, in köstliche Leckerbissen und das Wasser in Wein, so daß der Gefangene auf seiner Denkweise beharrte, und dem König Huldibert nach Verfluß einer Woche dreist sagen ließ: Er möchte ihn ganz unverzüglich auf freien Fuß stellen, wenn er nicht wolle, daß sich der Thronerbe den Kopf an der Wand entzwei renne.

Auch dieses Wort soll ihm das mütterliche Mitleid zugeflüstert haben.

So viel ist ausgemacht, daß es seine Wirkung nicht verfehlte.

König Huldibert ließ, als er es vernahm, Messer und Gabel vor Schrecken herunter fallen, und eilte in der einen Hand die Serviette, in der andern den Schlüssel, spornstreichs nach der Gefängnißthüre, um nun nothgedrungen die Güte zu versuchen. Aber der Prinz hörte und sah nichts als die geöffnete Thüre, sprang hinaus und in das Zimmer, wo die

Bildsäule sich befand, und lag einen halben Tag vor ihr auf den Knieen.

Der König schickte ihm Leibes- und Seelenärzte, Moral- und Unmoralphilosophen vergebens über den Hals. Der Prinz warf die gedruckten Heilmittel so gut, wie die gekochten, zum Fehnster hinaus. Ja, der König war, wenn er den Hausfrieden erhalten wollte, sogar genöthigt, einen Weltweisen, der allgemein für den achten gehalten wurde, in's Narrenhaus zu placiren, weil er Prinz Heckerlingen vorgestellt hatte, daß aus dergleichen Passionen, wie er eine zu kultiviren geruhte, niemals etwas Gescheidtes heraus komme, daß obendrein die Bildsäule aus nichts weniger als schönen, sondern aus höchstalltäglichen Verhältnissen bestehe, und daß der Alterthumskenner, der sie für eine antike sitzende Venus gehalten hätte, ein Ignorant sonder Gleichen seyn müsse.

Das Letztere schien in der That beinahe so. Denn man hatte am Fußgestell eine ganz neue Jahrzahl und einen Künstlernamen entdeckt, der ebenfalls der neuern Zeit angehörte.

Hieraus schloß man, daß es ein Porträt

sei, denn die Künstler der damaligen Zeit waren gewöhnlich viel zu arm, um ihre Phantasien in Marmor auszudrücken. Dazu kam, daß der Unbefangene wirklich nicht genug Phantasie an diesem Marmorbilde entdeckte, um es für eine Phantasie zu halten, ein Umstand übrigens, den niemand, dem das Schicksal des Weisen im Narrenhause zuwider war, sich zu äußern erkühnte.

Darin glaubte man übereinstimmen zu dürfen, daß die Bildsäule gestohlen seyn müsse, und das war ein großer Trost für den Prinzen Heckerling. Denn so hoffte er durch Zeichnungen, die er überall herumschickte, bald dahinter zu kommen, wer auf das Eigenthum des Marmors, und auf wen er selber Anspruch zu machen hätte. Aber lange Zeit vergebens.

Eine Vermuthung, welche den König Huldibert außerdem sehr betrübt haben würde, trug jetzt einiges zu seiner Beruhigung bei. König Isegrimm, meinte er nämlich, müsse unfehlbar seinen Antrag abgelehnt und die Siebenmeilenstiefel in seine Rüstkammer genommen haben,

weil er sich das lange Ausbleiben der Gesandtschaft anders gar nicht erklären konnte.

Um nun seinem Sohne entweder das Urbild der Statüe zu verschaffen, oder es ihm aus dem Sinne zu treiben, veranstaltete er wöchentlich einige Bälle, zu denen die weibliche Jugend aller umliegenden Höfe nach und nach eingeladen wurde.

Seitdem wimmelten die Landstraßen immer von Balllustigen Prinzessinnen. Für andre Reisende waren keine Pferde mehr im Lande. Die Postmeister entliefen daher, und die Bauern mußten, wegen der tagtäglichen Spannfuhren, Pflug und Acker ruhen lassen, und hätten bald lieber den häßlichsten Teufel gesehen, als die allerschönste Prinzessin.

Weil aber Prinz Heckerling ganz ungerührt von den thränenreichen Vorstellungen und Bitten seiner Mutter und Schwester sich bei jedem Hofballe nur nach dem Original seiner Statüe umgesehen, und wenn er das nicht gefunden, allemal grade heraus gesagt hatte:

Auf Eine nur ist mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht!

so

so wurden, als die Prinzessinnen im Umkreise von tausend Meilen durchgemustert waren, die Töchter der Standespersonen angefahren.

Als auch diese eine Menge glänzende Feste vergebens verherrlicht und manchen gescheidtern Mund wäßrig gemacht hatten, so kam die Reihe an die Bürgerstöchter und Bäuerinnen. Denn der König sagte: Ich will wenigstens das meinige thun.

Ob nun schon die Bäuerinnen, weil das Pferdegeschlecht im Königreiche durch die zeitherigen Anstrengungen so ziemlich ausgerottet war, sich ihrer dauerhaften Füße bedienen mußten, so machten sie doch außerordentliche Strecken Weges, um ihr Glück mit dem Prinzen zu versuchen. Umsonst. Das Urbild der Statüe war auch nicht unter ihnen, und Prinz Heckerling blieb bei seinem Wahlspruche:

Auf Eine nur ist mein Sinn erpicht,
Die Andern alle mag ich nicht.

Ueber den Aufwand, den dieß alles verursacht hatte, war der Staat in die bedenklichste Lage gerathen. In der Schatzkammer war nichts

mehr zu finden als der Schatzmeister, der sich darinnen vor Langerweile aufgeknüpft hatte, und die Staatsbeamten bettelten Hand in Hand mit dem Bauersmanne vor den Thüren der Kellermeister, Köche, Fleischhauer, Zuckerbäcker, Seifensieder, Kaufleute, Schneider, Schuhmacher, Tanzmeister u. s. w., welche die auserlesensten Paläste um einen Spottpreis erstanden hatten.

König und Königin seufzten ungemein, und die Prinzessin Floribella vollends. Denn diese hatte das eigne Malheur, daß sie nun seit einem halben Jahre mit sechs Prinzen heimlich verlobt gewesen war, die allezeit unmittelbar nach der Verlobung der Schlag rühren mußte.

Eines Abends, wie der Prinz eben in die gewöhnlichen Gedanken verloren, einen Spaziergang am Flusse versuchte, stand mit Einemmale ein dunkler Herr vor ihm, den er, seiner überaus hagern Statur wegen, für einen Schutzgeist anzusehen beliebte. Der Herr beschied den Prinzen geheimnißvoll an das östliche Ende des Königreichs, wo er mehr erfahren würde.

Mit Anbruch des Tages setzte sich der Prinz zu Pferde. Sein Leibkavalier mußte ihn beglei-

ten, und die geliebte Statüe in goldnem Futterale auf seinem Pferde mitnehmen.

Sie ritten ohne Aufhören, bis sie auf der Grenze ankamen.

In dem ganz einsam liegenden Wirthshause zum unsichtbaren Drachen, erkundigte sich der Prinz, weßhalb ringsum alles so öde läge?

Man spricht nicht gerne davon! sagte der Wirth mit Achselzucken, blickte dabei schüchtern um sich, und schrie dann, als ob er am Spieße stecke.

Der Prinz, erbost über das ungesittete Benehmen, hatte schon seinen Stock aufgehoben, als der Mann vor ihm auf die Knie fiel.

In diesem Augenblicke trat der Herr herein, welcher ihn hierher beschieden hatte, und der bei Tage noch viel abentheuerlicher aussah, als bei Nacht, weil sein dünner Körper völlig aus Horn bestand.

Der Wirth bezeigte dem Angekommenen alle Ehrerbietung, und der Prinz war schon zufrieden, wie er an dem Hörnernen weder Pferdefuß noch Schweif entdeckte, welches, wie ihn seine

Amme gelehrt hatte, die unerlaßlichen Zeichen der verdächtigsten Herkunft waren.

Der Hörnerne erklärte nunmehr dem Prinzen des Gastwirths Schrei.

Der Mann war nämlich von der Fee, welcher dieser Gasthof zugehörte, zur Strafe, weil er in seinem ehemaligen Hotel die mächtige Frau, die auf einer Reise bei ihm übernachtete, nicht nur mit dummem Geschwätz geplagt, sondern auch mit doppelter Kreide bedient hatte, hierher verwiesen worden, wo ein Drache unsichtbar in der Luft schwebte, der ihm bald mit einem eiskalten, bald mit einem glühenden Schweife über den Mund fuhr, wenn er nur von weitem der Fee gedachte, oder überhaupt etwas redete, was nicht unmittelbar zur Sache gehörte. Fremde, die bloß aus Neugier hier übernachteten, oder sonst manches gegen sich hätten, kämen oft noch schlimmer, oder vielmehr gar nicht weg. Denn fast jeden Fremden, der hier einkehrte, hätte der Wirth am andern Tage zu begraben.

Der Hörnerne fügte hinzu, daß Prinz Heckerling darum nichts von diesen schauerlichen Anstal-

ten zu befürchten habe, weil er in seinem Berufe da wäre, wenn er gleich für des Leibkavaliers Schicksal nicht bürgen wolle.

Der Prinz entließ hierauf seinen Leibkavalier, welcher im ersten Dorfe, das er im Galopp erreichte, ein Dankgebet zu den eben aufgehenden Sternen knieend verrichtete, worüber er vom Schulzen beinahe arretirt worden wäre, weil dieser ihn für einen Abentheurer hielt, und nicht glauben konnte, daß Leute, die so große Sterne auf den Kleidern trügen, wie der Leibkavalier, die kleinen Sterne am Himmel ihrer Aufmerksamkeit werth hielten.

Während der Zeit hatte der Prinz die köstlichsten Fingerzeige von seinem hörnernen Freunde bekommen. Aurora, das geliebte Urbild seiner Statüe, sollte nämlich in dem Reiche der Besitzerin des Gasthofs als Staatsgefangene leben, weil sie der Fee einmal einen Blumenstrauß ins Gesicht geworfen habe.

Prinz Heckerling erkundigte sich, wie Prinzessin Aurora zu einer so unmanierlichen Manier gekommen wäre, und hörte hierauf, daß die schöne Aurora nichts weniger als eine Prin-

zessin, sondern eine ganz ordinäre Blumenverkäuferin gewesen, und über den Tadel ihrer Blumen bis zu diesem ungezogenen Grade entrüstet worden wäre. Da sie nun als Blumenmädchen gerne die Spröde gespielt und alle Freier verworfen, so sei sie von der Fee verurtheilt worden, so lange in ihrem Schlosse einsam zu leben, bis sich ein Mann gefunden hätte, der ihretwegen Feuer und Wasser und andre Gefahren und Ungemächlichkeiten nicht achten würde.

Der Prinz gab sich sogleich als diesen Mann zu erkennen, und der dadurch noch offenherziger werdende neue Freund gestand, daß er selber vieles von Aurorens Befreiung zu erwarten habe. Er sei nämlich unter ihrer Freierschaar derjenige gewesen, der noch die meisten Hoffnungen gehabt, und daher einen Versuch gemacht hätte, Auroren der Fee mit Gewalt zu entreißen, als er mit Einem Male auf so lange zu Horn geworden wäre, bis sich des Mädchens Geschick entscheiden würde. Nur aus besondrer Gnade habe ihm die Fee die bewußte Bildsäule abgelassen, welche er jedoch seit Jah-

ren auf Messen und Märkten herumgeschickt habe, ohne daß sich ein Liebhaber dazu gezeigt hätte.

Der Prinz fand hierin, wie in der Sprödigkeit der Schönen, den natürlichsten Zusammenhang mit der Ordnung der Dinge, welche ihn und Auroren aus Einem Stücke gemacht, und beschlossen habe, die Trennung zwischen ihnen wieder aufzuheben.

Auf die Frage nach dem Charakter der Fee antwortete der Hörnerne dem Prinzen: Heute so und morgen so, ein Charakter, der aus keinem einzigen haltbaren Stücke besteht. Die ächte Weiblichkeit in der höchsten Potenz würde ich sagen, wenn das nicht komisch klänge, was zu meiner tragischen Situation gar nicht passen will.

Als Heckerlings Augenpaar sich bei dieser, etwas frivolen, Aeußerung verfinstern wollte, fuhr der Hörnerne fort:

Verzeiht mir, Herr Prinz, daß ich euern verliebten Zustand einen Augenblick vergessen konnte. Aber, das ist gewiß, wenn auch die Weiblichkeit keine wunderlichen Launen hat, wel-

ches ich in diesem Momente euch zu Gefallen unterthänigst zu glauben nicht abgeneigt bin, so hat doch diese Fee der Launen die Hülle und die Fülle. Am längsten dauern diejenigen, die eine Beleidigung ihrer Eitelkeit erzeugte, und an denen ich und die arme Aurora zu leiden habe.

Auf die Frage, was um ihretwillen zu thun sei? antwortete der neue Freund dem Prinzen, daß er das am besten einsehen werde, wenn er sich um Mitternacht auf den Kopf stelle, und diese Kunst so lange wiederhole, bis ihm der Weg, den er zu nehmen habe, vor Augen liege.

Eine so ungewohnte Stellung kostete dem Prinzen Heckerling anfangs viel Mühe. Doch alle Tage gelang sie ihm besser. Als er's nun einen Monat lang getrieben hatte, und dem Hörnernen, der sich alle Morgen nach seinem Wohl- und Gutbefinden erkundigte, einstmals zu erkennen gab, daß er noch keinen Pfad entdecke, ja ihm vielmehr der Kopf durch die neue Methode, ihn aufzuräumen, immer toller und toller werde, da meinte der Hörnerne, daß er

schon gewonnen Spiel habe und dem Pfade ganz auf der Spur sei.

Zwei Monate später sagte ihm Heckerling eines Morgens von einer blumigen Straße, welche auf beiden Seiten von Wald umgeben, an einem Flusse endige, hinter dem lauter hohe Flammen aufstiegen.

Der Hörnerne machte ihm dieserhalb seine Gratulation, weil er nun die Lehrzeit überstanden habe, und nächste Mitternacht nur aus dem Hause gehen dürfe, wo er diese Straße, die seiner Wanderung vorbehalten sei, unfehlbar vor sich würde liegen sehen. Just hinter der Feuermauer, fügte er hinzu, sei der Palast der Fee, in welchem die geliebte Aurora gefangen gehalten werde. Der Prinz wollte mehr wissen, jedoch der Hörnerne zuckte die Achseln, weil er nichts hierüber sagen, sondern höchstens die Wahrheit des Aufgefundenen bekräftigen dürfe.

Um Mitternacht machte sich Heckerling auf den Weg, fand auch alles so wie es ihm geträumt hatte. Der schönste Irrwisch, den er in seinem Leben gesehen hatte, flackerte vor ihm

her, und erleichterte seinen Weg, der sich obendrein zu verkürzen schien. Wie er um einen Berg herum gekommen war, da fand er auch wirklich hinter einem Flusse die Welt mit feurigen Bretern verschlagen, und die Thüre in dieser Wand mit einem Schlosse befestigt, welches bis weit über den Fluß herüber rothe Flammen ausspie.

Weil jedoch der Fluß sich äußerst gut mit diesen Flammen zu vertragen schien, so fing der Prinz an, sie für einen bloßen Theaterspuk zu halten. Er merkte indessen den Ungrund seiner schönen Hoffnung nur allzubald. Denn wie er einmal recht nahe hinhorchte, verbrannte er sich den einen schönen Backenbart total.

Am meisten verdroß es ihn, daß der Fluß, dem er das Benehmen mit dem Feuer gern abgelernt hätte, sich so respektwidrig betrug, daß er allemal aus Leibeskräften lachte, sobald der Prinz seinen Fuß in die Wellen setzte, und daß die bejahrten Bäume, wenn er hinauf kletterte, um über die himmelhohe Mauer zu sehen, allezeit die Köpfe so gewaltig schüttelten, als

sollte er glauben, er wäre auf dem einfältigsten Wege von der Welt.

Er glaubte aber nichts weniger als das. Ein muntrer Salamander, der aus dem prasselnden Flammenschlosse herausgeschlüpft kam, war das einzige lebendige Wesen, und das ihm obendrein wie ein Hündchen auf dem Fuße nachfolgte.

Der Prinz ging erst mißvergnügt am Flusse hin und her, und verwünschte sodann auf dem Rückwege die Mitternächte, die er fruchtlos auf dem Kopfe zugebracht hatte, beschloß auch dem Hörnernen seine Meinung darüber tüchtig zu sagen.

Dem Salamander, der sich ihm immer mit aufgesperrtem Maule in den Weg stellte, wollte er schon eins auf den Kopf versetzen, als er sich noch zu rechter Zeit besann, daß dieses Thier allem Vermuthen nach in das Feenreich gehörte und sein Tod ihn in die verdrüßlichsten Händel verwickeln könne.

Bis zu des Hörnernen Ankunft am andern Morgen dachte er noch im Gasthofe über das Thierchen nach, welches sichtbar etwas von ihm

hatte haben wollen, und der Hörnerne verschmerzte eine Hand voll Schimpfreden recht gern, als er hörte, daß Prinz Hecferling des Thieres Meinung zum Theil begriffen hatte.

Auf Heckerlings Frage, was wohl des Salamanders Lieblingsspeise sei, antwortete sein Freund, daß im Reiche dieser Fee, wohin das Thier allerdings gehöre, weder Thier noch Mensch zu essen pflege, und auch die schöne Aurora bloß von der Luft leben müsse.

Nach manchem Hin- und Herreden gerieth endlich Prinz Heckerling darauf, dem Salamander ein Billet an seine Herzenskönigin in den Mund zu stecken, worüber der Hörnerne ganz außer sich für Freude war, und das Genie pries, das den stummen Abgesandten der schönen Aurora so bald begriff.

Der Prinz, ganz ungewohnt, daß jemand ihm ins Gesicht lachte, oder den Kopf über seine Unternehmungen schüttelte, fragte noch nach einem Mittel, den lachenden Strom und die kopfschüttelnden Bäume zur Raison zu bringen.

Aber der Hörnerne konnte ihm hierin gar nicht dienen. Der Strom, sagte er, sei ein

Zusammenfluß von mokantem Volke, das sich sein Lachen über die Sentimentalität nicht nehmen lasse, und die Bäume wären ein Heer verstorbener Moralphilosophen, die selbst im Tode noch das Kritisiren nicht vergessen könnten.

Prinz Heckerling bat, daß ihn sein Freund nunmehr allein lassen möchte, und quälte hierauf seinem unwilligen Kopfe folgendes Gedicht ab.

An die unvergleichliche Aurora.

Fürwahr die Welt ist kaum ein Nest voll Ratzen,
Wenn deine Reitze mich nicht hell umfunkeln;
Wenn deine Töne mich nicht zart ummunkeln,
Der Sphärenklang Konzert von Hund' und Katzen.

O Edelstein, von dem Poeten schwatzen,
O Urstoff du, zu Sternen und Karfunkeln,
Gern wollt' ich aus der Erde mir, der dunkeln,
Dich Klaftern tief mit meinen Nägeln kratzen.

Mein Herz tobt ärger als der ärgste Wüthrich,
Heraus will es aus jedem Knopfloch lodern,
Und alle Nähte reißen, dir zu Ehren.

Drum muß ich, Einzige, dich hoch beschwören,
Reich' mir — Verzeihung meinem kühnen Fodern —
Reich' zu dem Flammenschlosse mir den Dietrich!

Grade um Mitternacht war er damit fertig, und hatte sonach keine Zeit zu verlieren. Er fand auch, daß die Gegend völlig wie gestern aussah. Nur die Hauptperson für sein heutiges Vorhaben, der Salamander, ließ sich nicht blicken.

Schon war der Prinz Willens seine poetische Bitte auf gut Glück in den Strom zu werfen, als der Salamander endlich schleunigst herbeikam und durch äußerst unterwürfige Bewegungen den Fehler der Verspätigung abbüßen zu wollen schien.

Wie ihm hierauf Prinz Heckerling das Billet in den Mund gesteckt hatte, eilte das Thier ins Feuer zurück, legte auch nach einer kleinen halben Stunde, welche dem Prinzen, wie die längste Ewigkeit vorkam, folgendes Antwortschreiben in tiefster Erniedrigung zu seinen Füßen.

Mein lieber Prinz! Da ich nicht hoffe, daß Du mich mit Deinen Sternen und Karfunkeln zum Besten haben willst, so sage ich Dir ganz kurz, und wie mir der Schnabel gewachsen ist, daß ich drei Thiere zu Dir schicken werde. Jedes von diesen Thieren weiß das Flammenschloß aufzuschließen, sobald Du geschickt genug bist, seinen Zähnen und Klauen auszuweichen und Dich auf seinen Rücken zu schwingen. Die Wahl unter ihnen bleibt Dir überlassen. Doch sind wir auf ewig von einander geschieden, wenn Du keines von diesen Dreien benutzest.

Aurora.

Der Prinz küßte jeden einzelnen Buchstaben des Billets, dessen Simplicität ihm das Höchste schien, was der menschliche Geist jemals hervorbringen könne. Er fand es überaus natürlich, ja nothwendig, daß die Rechtschreibung darin bis zum Unleserlichen vernachlässigt war, denn dem hohen Gemüthe, das, seines Erachtens, aus diesen Zeilen hauchte, wäre es ja schimpflich gewesen, sich von solchen Unwürdigkeiten fesseln zu lassen. Er beschloß auch sogleich

das erste beste Thier zu benutzen, ward aber in diesem Vorsatze wankend, als ein bildschöner Löwe aus dem Walde hervorsprang, der ihm statt aller höflichen Anrede, sogleich im Vorbeigehen den einen Rockschoß vom Leibe riß, und ein paar Reihen so wohl konditionirter Zähne zeigte, daß Prinz Heckerling wohl schließen konnte, er werde es nicht dabei bewenden lassen.

Daher äußerte Heckerling gegen den Salamander, daß er wohl das zweite Thier zu sehen wünsche, worauf der Löwe sogleich in den Wald zurückeilte, aus dem der königliche Tiger dafür heraussprang. Als dieser ihm den Kragen vom Halse gebissen, und alle Bäume ihr Haupt bei jeder neuen Bewegung des Prinzen nach dem Rücken der Bestie, auf das Ungebührlichste geschüttelt hatten, da dachte der kluge Prinz: Respektwidrig ist und bleibt es wohl, und ich würde die Bäume insgesammt abhauen lassen, wenn sie in meiner Gewalt stünden, aber Recht haben sie dasmal gewiß. Denn schlimmer als diese beiden kann doch das dritte Thier unmöglich seyn. Daher bat er sich dieses dritte aus.

Aber

Aber als der Prinz lange vergebens nach dem Walde geblickt hatte und schon fürchtete, die schöne Aurora sei über sein Zögern böse geworden, und schicke ihm das dritte Thier gar nicht, da ließ sich auf einmal vom Ufer des Stromes her ein Geräusch wie von der größten Sägemühle vernehmen.

Der Prinz wandte sich nach der Gegend hin und ward hier ein ungeheures Krokodill gewahr, welches sich eben mit dem Wetzen seiner Zähne beschäftigte, und beim Erblicken eines Menschen wüthend auf ihn losschoß. Der Prinz mochte eine gute halbe Stunde seines immer hin und her fahrenden Gegners Rachen, in dem er Platz vollauf gehabt hätte, ausgewichen seyn, als das Krokodill sich endlich wieder nach dem Strome wendete.

Mißmuthig, daß er bei den ersten beiden Thieren nicht seinen ganzen Muth aufgeboten, stand der arme Heckerling da, und mußte gestehen, daß der einzige Dietrich zum Flammenschlosse, der ihm noch übrig war, die unbequemste Handhabe von der Welt hatte. Denn wenn ihn nun das Glück auch soweit begün-

stigte, daß er unzerrissen auf den Rücken des Krokodills gelangte, so war doch dessen Riesenleib ein Sitz, auf dem er sich gar nicht festhalten konnte, und fiel er einmal ins Wasser, so war sein Fallen von dem Tode unzertrennlich.

Er hörte schon im Geiste die Wellen ein höhnisches Grabelied pfeifen, und war, wie man denken kann, außer sich für Betrübniß.

Doch der schreckliche Schluß des gnädigen Handschreibens exaltirte ihn plötzlich dermaßen, daß er während des empörendsten Hohnlachens der Wellen sich wirklich auf das Krokodill hinaufschwang. Leider! mit Verlust seiner Nase, die ihm das barbarische Geschöpf rein aus dem Gesichte gebissen hatte.

Nun ging aber auch alles besser als er geglaubt hatte. Denn ehe er noch darauf dachte, sich fest anzuhalten, war das Flammenschloß von der Zunge des Krokodills aufgeleckt, die Thüren sodann von einander gesprungen, und er hindurch, ohne daß ihm ein Haar versengt worden wäre. Jenseits der feurigen Wand, wo der Strom noch ein wenig fortdauerte, wurde auch das Krokodill das honetteste Thier unter der

Sonne, schwamm gelassen mit seinem Reiter an's Ufer, und weinte wie ein Kind darüber, daß er so hundsföttischerweise um seine Nase gekommen war. Auch der Strom war innerhalb der brennenden Mauer so lautlos und manierlich geworden, daß der Prinz sich in seinem klaren Spiegel betrachten konnte.

Du lieber Himmel aber, wie sah der arme Herr aus! War es der schönen Aurora wohl zuzumuthen, einen Prinzen zu heirathen, der keine Nase mehr hatte? Wenn er ihr nun auch sagte, daß seine schöne Nase vor kurzem noch ein wahrer Zankapfel am väterlichen Hofe gewesen war, den die Poeten einander aus den Händen gerissen hatten, die schöne Vergangenheit konnte bei so einer häßlichen Gegenwart gar nicht in Anschlag gebracht werden.

Muthlos schlich der Prinz nach dem Marmorpalaste, der vor ihm stand. Er behielt aber nicht Zeit dessen Pracht anzustaunen, weil sogleich zwei ungeheure Mohren aus dem hohen Portal traten, welche ihn einluden, sich auf dem Sessel, den sie bei sich hatten, nieder zu lassen. Obschon dieser aus glühendem Eisen zu

bestehen schien, so warf sich doch der Prinz in seiner Verzweiflung und der Ueberzeugung, daß ein Mensch ohne Nase weniger als jeder andre zu verlieren habe, hinein und erwartete sein Schicksal. Dieses fiel ganz passabel aus. Denn statt der Glut, die er gefürchtet hatte, fand er sich auf einem Kissen, das aus den herrlichsten Rosen bestand, und die Prüfungen der Lehr- und Wanderzeit schienen beendigt.

Zwischen einer Garde von baumlangen Adonissen ward er hindurch getragen, und in einem Zimmer, das aus einem einzigen unermeßlichen Rubin gehauen seyn mochte, vor der Fee niedergesetzt, die so schön war, daß dem Prinzen das Wort im offnen Munde stecken blieb.

Als er sich jedoch zusammen raffen wollte, da sagte die Fee: Keine Sylbe! Ich kenne deine Wünsche und bin nicht aufgelegt, viel Worte mit Leuten deines Schlages zu machen. Komm!

Sie führte ihn darauf zu einem Schranke, der aus einem Diamant geschnitten war, und holte aus dem vollkommenen Assortiment menschlicher Gliedmaßen, welches sich darinnen befand,

eine Nase und einen Backenbart hervor, klebte beides Heckerlingen ins Gesicht, und sagte dann: Eile nun, meine Leute werden dich draußen ankleiden und deiner unwürdigen Neigung zuführen.

Dann wandte die Fee ihm den Rücken.

So sehr auch dieß dem Prinzen auffiel, so vergaß er es doch, wie er im Nebenzimmer seine durch den Löwen und den Tiger sehr mitgenommene Tracht mit einer äußerst geschmackvollen vertauschend dem Spiegel gegenüber stand, und die schöne Nase, welcher er einen Nachruf um den andern geweiht hatte, in ihrem vorigen Glanze am gehörigen Orte stehen auch keine Spur der Verklitung daran übrig sah.

Hierauf wurde ihm bekannt gemacht, daß er noch umkehren könne, wenn er seiner Sache mit der ewigen Liebe nicht recht gewiß wäre. Denn die Anordnung der Fee bringe mit sich, daß wenn er Auroren heirathe und jemals aufhöre sie zu lieben, jede andre, in die er sich späterhin verlieben wolle, ihn abscheulich finden werde.

Dummer Schnack! sagt Heckerling entrüstet,

und man trug ihn sogleich in das abgelegene Zimmer der Geliebten. Hier ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder, und beschwor sie, ihm die längst ersehnte Hand zu geben und sogleich an seinen Hof zu folgen.

Das Mädchen machte auch gegen einen so schönen Prinzen keine halbe Einwendung mehr, als es die Sittsamkeit der damaligen Zeit grade mit sich brachte.

Der Schloßkaplan traute das Paar, und kaum hatte er das letzte Wort gesagt, so schellte auch schon ein Schlitten herbei, welcher bestimmt war, die Neuverehelichten aus dem Feenreiche hinaus zu transportiren.

Der Prinz wunderte sich nicht wenig über dieses Fuhrwerk in den heißesten Sommertagen, aber die schöne Aurora erinnerte ihn, daß sie es noch mit einer mächtigen Fee zu thun hätten.

Man zögerte nicht, und der Schlitten flog über den Fluß, als ob dieser eine Eisrinde gehabt hätte, und durch die Feuerwand und den Sommer hindurch, als ob er ein Pfeil wäre.

Mit Tagesanbruch stieg man im Gasthofe zum unsichtbaren Drachen ab, wo der Hörnerne, welcher nun wieder zu Fleisch geworden war, das Paar mit tausend Glückwünschen empfing, und ein Fuhrwerk bestellte. Denn der Feenschlitten hatte sogleich wieder zurücklaufen müssen.

Der Prinz, dem die Zeit überaus edel war, weil das Beilager, wie er in seinem Herzen fühlte, gar keinen Aufschub mehr leiden wollte, versprach den Kutschern auf jeder Station die größten Ehrenstellen, wenn sie ihn nur recht eiligst auf das königliche Schloß seines Vaters schafften, und die Leute thaten ihr Möglichstes, so daß der Reiter, welcher die Statüe im goldnen Futterale vorantrug, alle Hände voll zu thun hatte, um seinen Platz mit Ehren zu behaupten.

König und Königin freuten sich ganz ausnehmend, als ihr Sohn, um deswillen sie in so mancher Sorge geschwebt hatten, ihnen seine Gemahlin vorstellte. Nur darüber wunderte sich das Königspaar, daß die neue Prinzessin

Tochter nicht einmal vor ihnen den Sessel verließ.

Der Witz des ganzen Hofes gerieth deßhalb in eine heimliche Gährung, und ihre Art zu sprechen war auch nicht gemacht, den Hof in dem Glauben zu stören, daß bloß eine schlechte Erziehung den Grund zu solchem Benehmen in der Prinzessin gelegt haben könne.

Der Prinz selber besann sich jetzt, daß seine Gemahlin sogar während der Trauung sitzen geblieben war, und daß er sie überhaupt nicht anders als sitzend, und zwar allezeit in derselben Stellung wie ihre Bildsäule gesehen hatte. Er wußte nicht, sollte er's ihrem Stolze oder einem besondern Pflegma zuschreiben, hoffte aber sie auf jeden Fall davon zu kuriren. Denn, meinte er, kommt Zeit kommt Rath.

Die Zeit, auf die er am meisten gehofft hatte, kam endlich, aber der gute Rath wurde nun erst recht theuer. Die Prinzessin entdeckte nämlich ihrem Gemahl, daß die ganze untere Hälfte ihres Körpers zu besserer Konservation ihrer Reitze, durch die Fee versteinert worden sei.

König und Königin rangen die Hände, als der Prinz ihnen am andern Morgen die trostlose Nachricht zubrachte. Alle Aerzte und alle Priester wurden herbei geholt, und als ihr beiderseitiger Segen nichts über die Versteinerung vermochte, da sprachen Vater und Mutter ziemlich gerade heraus zu dem Prinzen: dergleichen steinerne Hälften wären in ihrem Königshause nicht im Gebrauch, weßhalb er denn diese Prinzessin wieder von sich thun möchte.

Damit aber kamen sie schön an bei dem Prinzen.

Wie seine ganze Liebe auf bloßen Träumen beruhte, so hielt er sich auch jetzt wieder an einem Traume fest, der ihn mit seiner Gemahlin in ein Bad schickte, welches nach und nach den Stein an ihr völlig auflösen werde.

Die Aerzte und Chemiker lächelten zwar darüber, wie sie hörten, daß Wasser Versteinerungen auflösen sollte, aber sie wußten freilich nicht, daß das Bad, von dem hier die Rede war, im Feenreiche lag, und es mit dem Wasser der Feen eine ganz besondre Bewandtniß hatte.

Die Prinzessin wußte es besser, freute sich aber gar nicht, daß ihr Gemahl von der Heilquelle Gebrauch machen wollte. Seit zehn Jahren, sagte sie zu dem Prinzen, lebe ich nun in diesem Zustande bei der Fee. Der steinerne Untertheil ist mir ein Ableiter für das Alter gewesen. Was wird aber mein Gemahl sagen, wenn sich nach der Auflösung nicht nur die Spuren eines zehnjährigen frühern Lebens, sondern auch die der nächsten Jahre in meiner Gestalt versichtbaren werden?

Erst dann gelang es dem Prinzen sie zu der Badekur zu bewegen, als er ihr mit Achselzucken angedeutet hatte, daß König und Reich sonst nicht zufrieden zu stellen seyn würden.

Aber auch das mehrjährige Baden kam seinem Vater, der lieber heute als morgen einen Thronerben gesehen hätte, äußerst ungelegen. Er wünschte daher, daß der weiseste und beredteste Mann im Königreiche seinem Sohne Vorstellungen thun möchte, und ließ den Mann sogleich aus dem Narrenhause herbei holen.

Dieser nahm auch wirklich Heckerlingen so

in die Klemme, daß dieser Prinz einigemal ganz stutzig wurde. Aber seine gute Natur half sich bald wieder.

Prinz Heckerling appellirte an die Ewigkeit seiner Liebe, wenn ihn jener auf die langweilige Kur aufmerksam machte, und wie ihm der Weise die Hinfälligkeit der menschlichen Reize recht malerisch beschrieb, da sagte er: Was Reize? In meinem Herzen werden Aurorens Reize ewig leben!

Ueberdieß behauptete Prinz Heckerling, daß ein Mensch, der nicht einsähe, daß er und seine Gemahlin nur aus Einem Stücke von der Natur geschnitten wären, nirgendhin als in das Narrenhaus gehöre.

Der Weise bat um die Gnade, dahin zurück gebracht zu werden, welche ihm auch ohne Bedenken gewährt wurde.

Es gab jetzt keinen betrübtern Hof als den des Königs Huldibert. Er und seine Gemahlin schwankten wie bleiche Schatten umher. Die Prinzessin Floribella hatte auch keine Ursache roth auszusehen, und der ganze weitläufige Hofstaat erbleichte unter diesen Umständen so jäh-

ling, daß ein halbes Dutzend berühmte Schminkehändler in Kurzem die Zahlungen einstellen mußten. Am Abende vor der Abreise des Prinzen und der Prinzessin Heckerling in's Bad, hatte alles die finstersten Gesichter, und wer keine hatte, der wußte doch recht natürlich welche zu schneiden.

Kaum war das hoffnungsvolle junge Paar seiner Bestimmung nachgereiset, als eine neue Erscheinung Hof, Stadt und Land in Unruhe setzte. Es rückte nämlich eine dicke, dicke Wolke, die nun schon seit acht Tagen bemerkt wurde, immer näher und näher. Alle Professionen hatten ihre eignen Gedanken über die Wolke. Die Spaziergänger zum Exempel, fürchteten, daß ihnen eine große Hemmung ihrer Geschäfte bevorstehe. Die Kornsammler hofften, daß die nahe segenreiche Ernte durch die Wolke vernichtet werden würde. Die philosophischen Aerzte erklärten die Wolke für einen Augenfehler der Menschen, der epidemisch geworden wäre und Stadt und Land angesteckt hätte. Zugleich erklärten sie jeden für einen Dummkopf, der Umstände machte, ihnen zu glauben. Kein Wun-

der daher, daß diese Meinung am weitesten um sich griff. Bloß der Bauersmann nahm den Dummkopf lieber an, als die Meinung, und ließ sich die Gesundheit seiner Augen so wenig als das Daseyn der Wolke abdisputiren.

Und der Bauersmann hatte Recht gehabt. Denn eines Tages sank die Wolke selbst allmählich auf dem Schloßplatze nieder. Ein halb Schock Genien kamen herbei geflogen, um den Deckel davon aufzumachen, und als das geschehen war, da stieg eine äußerst zahlreiche Gesandtschaft vom König Isegrimm heraus, in deren Mitte sich die weltberühmte Prinzessin Isola befand.

Huldibert und seine Gemahlin erschraken nicht wenig, als die Nachricht voraus auf das Schloß eilte. Das hätten sie sich kaum im Traume einfallen lassen, daß ihnen auch von dieser Seite noch eine Verlegenheit bevorstehen sollte.

Was die philosophischen Aerzte vorhin von Augenübeln gesagt hatten, das trat nunmehro wirklich ein. Denn die Gesandtschaft starrte so von Gold und Edelsteinen, daß wer sie nur ansah, böse Augen bekam, und die Augenschirme

darüber dermaßen Mode wurden, daß auch, wer gesunde Augen behalten hatte, welche tragen mußte, wenn er ein Mann von Geschmack heißen wollte. Hieraus bewiesen denn die Aerzte, daß sie vorhin im Grunde doch Recht gehabt hätten, und nannten nunmehro den einen Dummkopf, der ihren vorigen Ausspruch allzubuchstäblich genommen hatte.

So sehr man auch darauf dachte, der Gesandtschaft die Lage der Dinge zu verheimlichen, so bekam sie doch Wind davon, und König Huldibert hatte viel Mühe, den Leuten begreiflich zu machen, daß alles noch gut gehen werde; und sie in Gottes Namen ohne die Prinzessin zurückreisen könnten.

Mit Hülfe einiger Millionen vollwichtiger Ueberredungs-Gründe ward es endlich noch dahin gebracht. Nur Höckerlein, welcher auch mitgekommen war, hatte dafür kein Ohr, sondern machte seinen Anspruch auf Floribellen geltend.

Der König Huldibert fragte, wie sich die Sache verhalte, und der Gesandte, halb todt schon über die vorgefundenen Umstände, bat um

eine Privataudienz. Hier warf er sich dem Könige zu Füßen, berichtete die Treulosigkeit des Sekretärs, und welchen Auftrag Höckerlein sodann übernommen habe. Die Fee sei aber nicht sogleich, sondern erst nach einem Jahre erschienen, und der König Isegrimm habe sie durch ein prächtiges Gastmahl so sehr für sich eingenommen, daß sie der Prinzessin Isola ihren Sohn zum Gemahl angetragen. Allein Isegrimm hätte nun einmal sein Wort gegeben gehabt. Hierauf wäre denn die Fee mit dem Erbieten gekommen, die Prinzessin und eine ganze Gesandtschaft schleunigst und portofrei dem Prinzen Heckerling zu übermachen. Obendrein hätte die Fee versprochen, darauf zu sehen, daß Isola ihrer Schönheit und ihren Tugenden gemäß behandelt werde, und im Gegenfalle schreckliche Rache an dem Prinzen zu nehmen.

König Huldibert stieß hierbei einen so heißen Seufzer aus, daß dem zitternden Gesandten das Wort auf der Zunge zerschmolz. Ein Befehl seines Gebieters machte jedoch, daß er also endigte: Als schon das Wolkenschiff ausgerüstet und zum Absegeln bereit war, bat ich, eingedenk

meines Eurer Majestät geleisteten Versprechens, den König Isegrimm unter vier Augen, daß er Höckerlein zurück behalten möchte. Aber darauf ließ mich König Isegrimm so ungnädig an, daß ich es kaum erzählen darf. Er meinte, er habe sein Wort gegeben, daß Höckerlein die Prinzessin Floribella zur Frau bekäme, und werde nicht ruhen, bis dieses geschähe. Müßte er doch auch sein Wort halten mit der Prinzessin Isola, so ungelegen es ihm gekommen wäre. Uebrigens rieth der Gesandte, daß der König den Prinzen baldmöglichst zur Heirath mit Isolen bewegen möchte, weil sonst Isegrimms Zorn im Einverständnisse mit der Fee gar leicht das ganze Königreich verheeren könne. Auch würde die Prinzessin Floribella am besten thun, wenn sie Höckerleinen ihre Hand nicht vorenthalte.

Bei diesem Worte aber reichte die Königin, welche eben herbeigekommen war, dem Rathgeber einen solchen Backenstreich herüber, daß er auf der Stelle mit Tode abging.

Die Aerzte, welche vergebens herbeigerufen wurden, behaupteten dießmal einstimmig, daß

der

der Mann an dem Uebermaße zurückgetretener Hoffnungen erstickt sei.

Es war auch nichts weiter mit ihm zu thun, als daß er zur Warnung für Andre in Spiritus gesetzt, und im Archive neben den hundert und neun und neunzig Volumen Akten aufbewahrt wurde, die er während seiner Gesandschaft hatte zusammen schreiben lassen.

König Huldibert, welchem brühheiß wurde, wenn er nur an Isegrimms Rache dachte, schickte sogleich nach seinem Sohne, und hieß ihn, bei Verlust des künftigen Thrones, schleunigst zurückkehren. Er hoffte viel auf die bewundernswürdige Gestalt der Prinzessin, deren Gleichen es gar nicht mehr in der Welt geben konnte. Aber der verstockte Heckerling kam nur, um wieder abzureisen, und that noch erstaunend empfindlich, daß sein Vater, eines zeitlichen Königreiches halber, seiner ewigen Liebe solche grobe Zumuthungen zu machen im Stande wäre.

Unter diesen Umständen blieb dem Könige nichts übrig, als der Prinzessin Isola, die bis dahin gar nicht gewußt hatte, woran sie gewesen

war, sein Leidwesen anzuvertrauen, und sie zu bitten, daß sie die Sache ja nicht übel nehmen möchte.

Isola war auch in der That ein so gutes Kind, daß sie alles vergeben und vergessen wollte, und sich übrigens auf den glänzenden Bällen, welche ihr zu Ehren angestellt wurden, froh und frei herum tummelte.

Destoweniger aber war Höckerlein in seinem Sinne, Floribellen zu heirathen, wankend zu machen, ja der Mann zog sich die Wendungen, die gegen ihn gemacht wurden, so zu Gemüthe, daß seine körperliche Konstitution äußerst darunter litt. Unter andern schob sich der Höcker von der Brust ganz auf den Rücken, und die unförmliche Nase wurde so spitzig, daß man sie hätte durch ein Nadelöhr bringen können. Er war bisher mit seinem Anliegen von der Prinzessin Floribella zum Könige und vom Könige wieder zur Prinzessin Floribella gewiesen worden. Nun aber verlangte er eine bestimmte Erklärung vom Könige, und nachdem dieser mit einem Ausschuß von weisen Männern Rücksprache genommen hatte, sagte er zu

Höckerleinen, daß, da die Heirath zwischen Heckerling und Isolen rückgängig geworden, auch das königliche Wort, das bloß dieser Heirath halber gegeben sei, seine Gültigkeit verloren habe. Aber damit ließ sich Höckerlein nicht abweisen. Er behauptete, daß er sein Versprechen erfüllt habe, und der Wahnwitz des Prinzen Heckerling ja nicht ihm zur Last gelegt werden könne.

Als der König seiner Tochter gestand, daß er hierauf keine gnügende Antwort in Bereitschaft habe, da fuhr dieser auf Einmal ein Gedanke durch den Kopf, von dem sie gar nicht begriff, wie sie ihn nicht viel früher hätte haben können. Sie entdeckte nämlich Höckerleinen ihre sechsmalige Verlobung, und das Unglück, daß jeder ihrer Verlobten vom Schlage getroffen werde.

Damit glaubte sie ihm auf Einmal alle Hoffnung gewiß zu benehmen. Wer es aber darauf ankommen ließ, das war Höckerlein, und es blieb Floribellen nichts übrig als der Trost, durch die Verlobung selbst, von diesem Freier befreit zu werden.

Wer aber nicht daran starb, das war auch Höckerlein.

Zwar schob man die Hochzeit von Monat zu Monat, von Woche zu Woche, von Tag zu Tage unter allerlei Vorwände hinaus, aber statt der Nachricht von Höckerleins Ableben, auf die man täglich hoffte, wie das Kind auf den heiligen Christ, pflegte der Bräutigam gewöhnlich in Person zu erscheinen, und sich zu erkundigen, ob denn der glücklichste Tag seines Lebens noch immer nicht anbrechen solle.

Als endlich gar keine Aufschubsursache mehr zu ersinnen war, so mußte zum Werke selbst geschritten werden, und der schwache Hoffnungsschimmer, daß Höckerlein wenigstens am Hochzeittage sterben würde, starb an dem Hochzeittage. Denn grade dieser Tag bekam dem Manne außerordentlich wohl.

Um die damalige Zeit erschien zuweilen ein unbekannter Prinz an dem Hofe, gegen dessen Schönheit keine einzige auf der ganzen Welt Stich hielt, und mit dem, wie es schien, Prinzessin Isola gar nicht ungerne tanzte.

Auch Prinz Heckerling, der ein ganzes Jahr

im Anfange gar nichts, und am Ende nur wenig von sich hatte hören lassen, machte wieder zuweilen einen Besuch.

Die Kur war bei seiner Gemahlin so wenig ohne Folgen geblieben, daß sie bereits bis an die Waden entsteinert war. Aber dieß hatte auch wirklich ihrem übrigen Körper schon so viel gekostet, daß sogar Hofleute und Dichter roth wurden, wenn sie ihren Reitzen eine Lobrede halten mußten.

Ihr Gemahl übertrieb fast die Schuldigkeit eines Ehemannes, seine Gattin in Gesellschaft nicht ausschließend besitzen zu wollen. Er konnte ihr, die sonst seinen Ohren lauter göttliche Dinge vorsagte, jetzt gar meschante Blicke zuwerfen, wenn ihre Reden etwas ungehobelt herauskamen. Auch merkten die spitzfindigen Hofleute gar bald, daß es ihm einen ordentlichen Dolchstich in's Herz gab, wenn der guten Hoffnung gedacht wurde, welche Prinzessin Heckerling unter ihrem Herzen trug.

Der vormals Hörnerne, der Anfangs sein ganzes Vertrauen besessen hatte, durfte ihm nicht mehr vor Augen, dagegen wurde, was beinahe

noch seltsamer schien, der achte Weise im Narrenhause fast des Prinzen einziger Umgang.

Heckerling würde viel drum gegeben haben, wenn dieser Weise an den Hof, oder auch nur unter die vernünftigen Menschen überhaupt, hätte zurückgebracht werden können. So aber wollte er absolut im Narrenhause leben und sterben, weil er, wie er sagte, nirgends so gut wisse als da, wie er mit seinen Leuten dran wäre.

Endlich fand Prinz Heckerling, daß es sich mit einer so unausstehlichen Person, wie seine Gemahlin, durchaus nicht leben ließe, und kaum hatte er's gefunden, so eilte er allein an den väterlichen Hof, sagte hier zu seinem Vater und zu seiner Mutter ziemlich kleinlaut, er sähe endlich ein, daß die Träume Lügner wären, und daß seine Gemahlin gar nicht aus Einem Stücke mit ihm geschaffen worden sei. Daher wolle er sie auch Augenblicks verstoßen und im Nu die Prinzessin Isola heirathen.

Auf diese Worte schlossen die erfreuten Aeltern ihren Herrn Sohn mit einer so erstaunlichen Liebe in die Arme, als ob es Wunder

was für ein Heldenentschluß wäre, der schönsten Prinzessin auf der Welt sein Jawort zu geben.

Die Lob- und Dankgebete für des Prinzen Entschluß erschollen sogleich in allen Kirchen, und kein Mensch zweifelte an Prinzessin Isola's Einwilligung, als diese Prinzessin selbst.

Diese nämlich wollte durchaus nichts vom Prinzen Heckerling wissen, und während er sich wie ein Regenwurm zu ihren Füßen krümmte, führte sie ihm das Mißgeschick seiner Gemahlin zu Gemüthe, und sagte, wiewohl viel verblümter, daß ein Narr darum, daß er sich entschlösse, ein Bösewicht zu werden, noch gar nicht aufhöre ein Narr zu seyn, und alle Rednertalente im Königreiche waren unvermögend, die Prinzessin andres Sinnes zu machen.

Eine neue Erscheinung erfüllte jetzt auf Einmal alle Menschen mit Furcht und Schrecken. Die Wolke, in welcher Isola durch die Luft geschwommen war, stand noch in zu gutem Andenken, als daß der Ursprung der ungeheuer großen Wolken, welche jetzt immer näher und näher zogen, nicht hätte errathen werden sollen.

Einmal des Morgens klärte sich die Sache vollends auf. Die Stadtsoldaten im Thore kamen nach Hause, und klagten ihren Weibern, daß die Zeiten immer schlechter würden, und sie nun nicht einmal mehr bei Nacht auf der Wache ungestört Schafkopf spielen könnten. Es wäre nämlich eine Armee von vielen hunderttausend Mann aus der Luft herunter gefallen, so daß sie über Hals und Kopf das Hasenpanier hätten ergreifen müssen, um nur ohne Schläge davon zu kommen.

Bald wirbelten die Trommeln in allen Straßen.

Nur im Schlosse, wo man später zu Bette ging, wußte noch niemand von den fürchterlichen Geschichten.

Als Isegrimm und die Fee mit gewaffnetem Gefolge daselbst anlangten, fuhr die königliche Leibwache aus dem ersten Schlafe auf. Gewalt mit Gewalt zu vertreiben schien ihr eine zu blutige Maßregel. Daher ließ sie sich von den Ankommenden in Gutem ablösen.

In König Huldiberts Schlafzimmer endigte alles nach einer halben Stunde. Prinz Hecker-

ling wurde, wegen des der Prinzessin Isola angethanen Schimpfs auf ewig mit seinen Nachkommen von der Thronfolge ausgeschlossen. Isola heirathete den überschönen Prinzen, welcher schon bei den Bällen großen Eindruck auf sie gemacht hatte, und von dem es nunmehr herauskam, daß er der Sohn der Fee war. Diese übergab ihnen ein eigenes Königreich, das sie so eben erst in der Luft gestiftet und mit allem Zubehör versehen hatte.

Höckerlein und Floribella wurden zu Erben von Huldiberts Krone nach dessen Tode ausgerufen.

Als Isola, die Fee und König Isegrimm mit der ganzen Armee schon wieder durch die Luft abgesegelt waren, da wurde viel über Höckerleins Ursprung gesaalbadert. Er für seine Person erzählte selbst, daß er ein Findelkind und einmal des Morgens in den Zimmern der Fee unverhofft gefunden worden sei. Die Fee, welche damals noch unverheirathet gewesen, habe ihn einer alten Dienerin zur Erziehung anvertraut. Er sei auch bis in sein zehntes Jahr grade und schön aufgewachsen. Darauf aber habe ihn

die Fee, als Braut, plötzlich wieder erblickt, und ihn, über seine zufällige Aehnlichkeit mit ihr ganz erschrocken, vorn, hinten und auf der Nase, mit ihrem Stabe berührt. Die Wirkung davon sei nicht ausgeblieben. Hierbei habe sie ihm jedoch versprochen, ihn nie zu verlassen, auch das Alter von ihm entfernt zu halten, so lange er den Höcker trüge, daher es ihm denn auch niemals an etwas habe fehlen können. Das Lastträgermetier sei bloß aus Liebhaberei von ihm getrieben worden, weil ja doch der Mensch eine Liebhaberei haben müsse. Lange habe er in Zweifel gestanden, zu welcher er sich entschließen solle, und sich endlich zu dieser entschlossen, weil er einen entschiedenen Hang zur Originalität in sich spüre. So viel Gerechtigkeit aber werde man ihm wohl widerfahren lassen, daß er hierdurch dem verschrieenen Dilettantismus alle Ehre gemacht habe. —

Prinz Heckerling wollte den Herold vom Pferde reißen, der die Thronfolge seines Schwagers zu proklamiren hatte. Aber das Volk, das zeither bloß des Prinzen Titel, nicht seine ver-

dienstlose Person verehrt hatte, nahm sich des königlichen Proklamators an.

Das Unglück brach von allen Seiten über den armen Prinzen herein. Seine Gemahlin hatte ihm einen Sohn geboren, der einem Affen über Gebühr ähnelte. Wo seine Liebe sonst anfragte, bekam er statt einer neuen Gemahlin einen neuen Korb. Am Ende war gar keine Gesellschaft mehr für ihn da, als die ihm unerträglich gewordene Frau, und er fand so das Wort, das ihm im Feenpalaste voraus gesagt worden war, in seinem ganzen verdrüßlichen Umfange bestätiget.

Wunderlicher aber noch als dieß war es, daß es bald im Lande kein glücklicheres Paar gab, als Prinzessin Floribellen und Höckerlein. So schwer der schönen Prinzessin auch die erste Zeit ihrer Ehe geworden war, so kam sie doch bald dahinter, daß Höckerlein ein guter, ehrlicher Schlag von Menschen und obendrein nicht auf den Kopf gefallen war. Mit jeder neuen Umarmung nutzte sich auch ein Theil des Ueberflusses von seinem Rücken und seiner Nase in der Prinzessin Augen ab. Am Ende ging das

Ding so weit, daß ihr Höckerlein wie der schönste Mann im ganzen Königreiche vorkam, und nichts sie ärgerte, als daß andre Leute hierüber mit gutem Gewissen nicht ihrer Meinung seyn konnten.

Auch darin aber ging es ihr in Kurzem vollkommen nach Wunsche. Als nämlich König Huldibert zu ihrer großen Betrübniß endlich gestorben, und die Fee zum Krönungsfeste seines Nachfolgers erschienen war, da sagte diese zu Höckerlein, seinen überaus schönen Erstgebornen auf den Arm nehmend: Dieser da wird künftig deinen Platz behaupten. Altere denn von nun an wieder, gleich den übrigen Menschen.

Dabei berührte sie Höckerleinen mit ihrem Stabe Rücken und Nase.

Alsbald erscholl ein langes und allgemeines: Ah! — und darauf schrie alles was Odem hatte: Lange lebe König Huldibert der Zweite, der beste und schönste Mann im ganzen Königreiche!

Der Geist des Verstorbenen.

Des Herrn Sollers Rittergut und drei ansehnliche Häuser in der Stadt, erwarben Julien, seinem einzigen Kinde, zwei Drittheile Verehrer mehr, als ihr ausgezeichneter Wuchs und ein besonders reizendes Gesicht dem artigen Mädchen verbürgen konnten. Daher hatte sie in einem Alter von siebzehn Jahren schon Gelegenheit gehabt, einigen Heirathsanträgen durch zweideutige Antworten auszuweichen, und einige andre graden Weges zurückzuweisen.

Ihr Vater, dem sie die Gründe dazu angegeben, freute sich, eine so verständige Tochter zu haben. „Da kennen Sie Julien nicht!" sagte er zuversichtlich, als ihn jemand auf ihre besondre Freundlichkeit gegen den Doktor Heß aufmerksam machen wollte. Er glaubte, daß des Mädchens Hoffnungen den Kreis seines stillen, bequemen Hauses noch gar nicht über-

schritten hätten. In seinen, mit einer leidlichen Gesundheit und Ruhe zufriedenen Jahren, vergaß er, daß die Wünsche der Jugend sich ganz anders gestalten, und daß die Sehnsucht nach ihrer Erfüllung von einem wohlgepflegten, sorglosen Leben eher aufgereizt als besänftigt werde.

Um so mehr überraschte ihn ein Brief von dem Doktor, der für Julien bestimmt, in ihrer Abwesenheit durch die Einfalt des Ueberbringers Herrn Soller ausgehändigt worden war. Die Aufschrift zeugte von einer männlichen Feder und er wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr seiner Tochter.

Ihr Erschrecken, als er den Brief übergab, machte, daß er denselben sogleich wieder an sich riß, eröffnete, und die unwandelbare Liebe mit ansah, auf die sich Gustav Heß darinnen zu wiederholten Malen berufen hatte. Einem scharfen Examen folgte ein noch schärferes Verbot. Was mußte Julie nicht alles in Einem Athem versprechen, um nur für den Augenblick Ruhe zu erhalten!

Der unterbrochene Postlauf, über dessen Ursachen des Mädchens verweinte Augen ihrem Ge-

Geliebten vom Fenster aus Nachricht gaben, veranlaßte das ungestüme Herz des Doktors zu einem Gespräch mit Herrn Soller. Gustav hielt um Juliens Hand förmlich an, welche ihm von dem Vater nicht weniger förmlich abgeschlagen wurde. Dieses war um so räthselhafter, da Heß ein unabhängiges, großes Vermögen, einen guten Ruf, ein angenehmes Betragen, und alles besaß, was seiner Bitte das Wort reden konnte. Denn selbst ein kleines Ehrenzeichen, das ein akademisches Duell seiner Wange beigebracht hatte, zog ihm bei den bedächtigsten Leuten keinen Vorwurf zu, weil es allgemein bekannt war, daß er den Streit damals nicht veranlaßt hatte.

Vergebens hoffte Julie, ihr, sonst in seinen Meinungen ziemlich biegsamer Vater, werde ihren Liebkosungen nicht ewig widerstehen. Vergebens wurde von ihrer und des Doktors Seite alles angewandt, ihn für die sehnlich gewünschte Verbindung zu gewinnen.

Nach einer Menge fruchtloser Versuche schien dem Mädchen nur Eine Ursache seiner Halsstarrigkeit denkbar, und irrte sie sich in dieser nicht,

so war wenig Hoffnung vorhanden, daß sie ihren einzigen Wunsch bei des Vaters Lebzeiten erreichen würde. Herr Soller war nämlich, seit der Kränklichkeit, welche ihn vermocht hatte, sich der Geschäfte seiner ausgebreiteten Handlung zu begeben, zu seinem großen Leidwesen im Besitz der Geisterseherei. Er hatte sich sogar nach und nach, trotz dem Doktor Jung, ein System der Geisterwelt gebildet; nach welchem unter andern diejenigen Personen, die während ihres Lebens „sich sehen ließen," allezeit einen höchst zweideutigen Charakter haben mußten.

Julie besorgte sehr, daß der Geist des Geliebten ihrem Vater erschienen seyn möchte, und ließ ihrer Schlauheit keine Ruhe, bis sie wußte, daß sich die Sache in der That also verhielt. Grade in der Nacht nach dem Auffangen des Briefes, war Doktor Heß ganz in seinem gewöhnlichen Anzuge bei Herrn Sollers Bette vorübergegangen.

Nur ein verzweifeltes Mittel, wogegen sich ihre Schamhaftigkeit auflehnte, fiel Julien ein, und die Liebe rastete nicht, bis sie es angewandt

hatte. Sie that nämlich ihrem Vater das falsche Geständniß, daß sie von seinem Zorn, und ihrem Herzen verleitet, damals dem Doktor bei Nacht die Thüre geöffnet, folglich Herr Soller ihn selbst, und nicht sein Gespenst gesehen habe. Sie erzählte ihm dabei, wie sie sich der Schlüssel zu Haus und Vorsaal bemächtigt, in solchem Detail und mit so vieler Wahrscheinlichkeit, daß ihm gar kein Zweifel daran übrig blieb.

Die Folge zeigte, daß Julie ihre Mittel zu wählen verstand. So hart sie auch auf dieses Geständniß angelassen wurde, so milderte sich doch der väterliche Widerwille gegen den Doktor zusehends. Julie wußte den Geliebten davon zu benachrichtigen. Er wiederholte seine Bitte um ihre Hand, und Herr Soller, dem es bedenklich schien, eine Tochter länger zu hüten, welche dem Liebhaber im Nothfalle bei Nacht ihr Zimmer öffnete, ließ ihn Gehör finden.

Leider erschien dem Vater das Gespenst acht Tage vor der festgesetzten Hochzeit wieder. Und dießmal gab der Geisterseher zu genau auf die

Thüren acht, als daß Julie ihre frühere Selbstanklage mit Glück hätte wiederholen können. Herr Soller bestand nun auf dem Rückgange der Heirath. Eine förmliche Prophezeihung, welche er seiner Tochter von ihrem künftigen Unglück machte, blieb auch wirklich nicht ohne Eindruck. Aber der Geliebte wußte ihr die Prophezeihung gar bald aus der liebenden Seele zu reden. Die öffentliche Verlobung war geschehen, und das Paar hielt den Vater beim früher gegebenen Worte. Da er wohl wußte, daß jedermann seine Ursache dieses Zurücknehmens für ein Hirngespinst erklären würde und eine gültigere sich nicht auffinden ließ, so willigte er zwar endlich ein, weigerte sich jedoch standhaft, einen Zeugen der Hochzeit abzugeben.

Als indessen diese vorbei war, so ließ er sich auch zur Wiederherstellung des natürlichen Verhältnisses zwischen Vater und Kind bereit finden, erwiderte des Paares Besuche, und gab einmal selbst der jungen Frau zu, daß er bis jetzt, seine Besorgnisse wegen ihres Gatten, nicht bestätiget sehe. — —

Doktor Heß entsagte der medicinischen Praxis,

welcher er sich gewidmet hatte, oder beschränkte sich doch darin auf einige Freunde, denen er aus besonderm Wohlwollen diente. Um so gemächlicher konnten sich die Neuvermählten allen Launen der Liebe überlassen, und sie thaten es auch nicht selten bis zur Ausschweifung. Mit heißer Begier hingen sie an jedem Traume, der ihre jetzige Existenz so wenig verändert als möglich, verewigte, und Sollers Geisterseherei kam bei einer solchen Gelegenheit ebenfalls zur Sprache. Die Wünsche der Liebenden verwendeten sich für die Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode. Das Paar war jetzt gar nicht abgeneigt, den Geistern, die Herrn Soller zuweilen besuchten, ein Wesen zuzugestehen, wenn sie auch die Resultate, welche er daraus zog und sein selbsterschaffenes System ganz verwerflich fanden. Gustav wußte die Geschichte zweier Liebenden, die sich das Versprechen gegeben hatten, auch im Tode nicht von einander zu weichen, und daß der zuerst verstorbene Gatte, seines Wortes eingedenk, zurückgekehrt war, bis auf ihre kleinsten, der Ueberzeugung überaus günstigen Umstände. Die

Aeußerung, daß doch ihnen dieß ebenfalls vergönnt seyn möchte, wurde von Julien gethan und von Gustav mit Wärme wiederholt. Man ließ sich die seltsamsten Meinungen, welche jemals über die Geisterwelt gedruckt worden waren, zusammentragen, und einige sehr merkwürdige Handschriften vollendeten die zu großer Erbauung betriebene Lektüre dieser Art.

Unvermerkt wurde das Paar von der Vermuthung des Möglichen zu dem Glauben an die Gewißheit der Sache geführt, und mit Hülfe verschiedener, wie von ungefähr entstandener Hypothesen, gelangte man nun, so gut wie Herr Soller, zu einer eigenen Theorie. Nach dieser wurden ein Paar aufrichtig Liebende durch den Tod keineswegs getrennt, vielmehr hatte die zuerst gestorbene Hälfte des schönen Ganzen, bis zum künftigen Wiedervereine das Recht, den zurückgebliebenen Theil als Schutzengel zu umschweben.

Zum Glück wurde die neue Schwärmerei von der Zeit und dem Leben allmählig abgenutzt. Aber die menschlichen Schwächen, welche jede Hälfte an der andern entdeckte, zerstörten

die Idee der Vollkommenheit, welche jede von der andern gehabt hatte, gar bald dermaßen, daß nach Juliens erstem Wochenbette, das Projekt der Rückkehr aus dem Schattenreiche, in gänzliche Vergessenheit gerathen war. Die sonst ganz unwandelbare Liebe wurde mit jedem Monate wandelbarer. Denn obschon der Knabe, worauf der ganze Lebenszweck der Mutter nunmehr hinzugehen schien, wieder zu Grabe getragen wurde, so schien darum doch Gustav ihr nicht näher gerückt zu werden.

Die beiden so glücklich zu einem Ganzen vereint gewesenen Hälften fingen an, ihre Selbstständigkeit wieder zu behaupten, und wenn auch kein Theil den andern einer förmlichen Untreue anklagen konnte, so waren doch beide entschiedene Zweifler an den Gesinnungen des Gegentheils in dieser Rücksicht geworden.

Nach Verlauf dreier Jahre schien das innere Band zwischen ihnen gänzlich aufgelößt. Nur ein äußeres hielt sie vielleicht noch beisammen. Die väterliche Prophezeihung Lügen zu strafen, und den Freunden, welche noch immer ihre beispiellose Liebe am Hochzeittage nicht vergessen

hatten, keinen Stoff zum Lachen zu geben, wurde der Unfriede, der jetzt manchmal in ihrem Hause ausbrach, nicht über dessen Thürschwelle gelassen, wenn schon eine sehr merkliche Veränderung in dem gegenseitigen Betragen dem Kenner nirgends ganz zu verbergen war.

Doktor Heß, der, wie schon erwähnt, aus Liebe zu einem ruhigen, genußreichen Leben seine medicinischen Kenntnisse nicht zum Erwerbszweige nutzte, hatte während der beiden ersten Jahre einen großen Theil des Sommers in einem berühmten Bade mit Julien zugebracht. Der dritte Sommer war wieder diesem Bade von ihm bestimmt. Allein Julie schlug die Begleitung unter dem Vorwande einer von der zweiten verunglückten Niederkunft zurückgebliebenen Kränklichkeit aus.

Es war ihr gleichgültig, daß ihr Gatte, wie sein Lächeln bewies, die Nichtigkeit des Vorwands wohl durchschaute.

Erst nach seiner Abreise fiel ihr eine Unpäßlichkeit ein, worüber er seit einigen Monaten geklagt, und die sie für bloße Vermäntelung seines Mißmuths gehalten hatte. Wenn sie

wahr wäre! Und wenn er weit von hier, unter fremden Menschen erkranken sollte! Es fehlte wenig, und der Gedanke hätte sie zur Bestellung von Postpferden angetrieben.

Fröhliche Gesellschaft verjagte indessen diese Wolke gar bald von der jugendlichen Stirn, und sie schalt sich eine Thörin, daß sie an einen Mann mit solcher Sorge denken könne, der so eben Anstalt machte, sich von der Langeweile, womit ihn ihr Umgang gepeinigt hatte, in den Armen der Freude zu erholen.

Im Ganzen war ihr die jetzige Einsamkeit auch gar nicht ohne Behagen. Eine Menge Rücksichten, die sie vor ihrem Gatten zu beobachten hatte, konnten jetzt wegfallen. Sie stand einzig unter den Gesetzen des Anstands, und dachte nicht ohne einige Angst an die nahe Aenderung ihrer Lage, als ein Brief vom Doktor dessen Rückkehr um drei Wochen weiter hinausschob.

So willkommen ihr aber auch die Sache war, so sehr verdroß sie das, daß Gustav darin nicht einmal einen Grund seiner längern Abwesenheit anzugeben sich bemüht hatte.

Nach Verfluß einer Woche erhielt sie ein Schreiben von ihres Mannes Bruder, welcher ein ansehnliches Staatsamt in einem entfernten Lande verwaltete, und, wie sie jetzt zum ersten Male hörte, den geliebten, einzigen Bruder nach langer Entbehrung wieder zu sehen, die weite Reise in's Bad unternommen hatte. Die äußerst gefährliche Krankheit ihres Gatten, welche das Schreiben verkündigte, wirkte erschütternd, und kaum hatte sich Julie zur schleunigen Abreise bereit gemacht, als sie aus einem zweiten Schreiben ersah, daß das erste nur die Vorbereitung auf die Todespost hatte abgeben sollen. Ein plötzlicher Schlag war die Ursache seines frühen Lebensendes gewesen.

Da er in dem Bade, hauptsächlich wegen seiner gesellschaftlichen Talente, viel Freunde besaß, so war seine Beerdigung äußerst rührend und feierlich gewesen. Der Bruder, welcher dieses schrieb, eröffnete der Witwe zugleich, daß er schon in Begriff gestanden hätte, ihr alles persönlich zu melden, als er von seinem Dienstverhältnisse unvermuthet abgerufen worden. Uebrigens erinnre er sich von dem Verstorbenen

kurz zuvor einmal in zufälligem Gespräche gehört zu haben, daß ihr ihm Zugebrachtes den dritten Theil seines hinterlassenen gänzlichen Vermögens bei weitem nicht erreiche, daher er bereits alle Anstalten getroffen habe, daß ihr dieser dritte Theil in sichern Dokumenten und baarem Gelde übergeben werden solle.

Julie fühlte sich von dem Hauptereignisse so tief verletzt, daß ihr diese ökonomische Sorgfalt jenes höchstunglückseligen Augenblickes ganz unwürdig erschien. Unwillkührlich faßte sie gegen den Briefsteller einen starken Widerwillen, daß er dergleichen in den ersten Tagen der Trauer zu berücksichtigen werth gefunden hatte.

Der Vorwurf, den sie sich unmittelbar nach des Verstorbenen Abreise machte, fiel jetzt mit zermalmender Gewalt auf sie ein. Jeder schöne Moment ihrer Liebe trat aus dem Verborgenen hervor, und vor allen die längstvergessene feierliche Scene, wie sie einander wechselseitig das Erscheinen nach dem Tode zugesagt hatten.

Nicht ohne ein fieberhaftes Grauen kam sie am Abend von ihrem Vater in die düstre Einsamkeit.

Als sie ausgekleidet und ihr Mädchen im Fortgehen begriffen war, rief sie es zurück. Aber der Entschluß, eine Wächterin zu behalten, wurde sogleich wieder verworfen, und die Dienerin fortgeschickt, ohne daß sie erfuhr, warum sie hatte umkehren müssen. — Julie wollte dem Geiste ihres Gatten durch keine Zeugen Fesseln anlegen, ob sie schon vor Zittern kaum das Bette erreichen konnte. Sie wünschte keinen Schutz, als den des Schlafes.

Aber so fest sie auch ihre Augen verschlossen und die Bettvorhänge, welche gewöhnlich offen blieben, zugezogen hatte, so stellte sich doch kein Schlummer ein. Vielmehr rauschte es um sie herum, seltsamer, als es die Einsamkeit des Zimmers zu gestatten schien. Und als sie endlich, voll Entsetzen, ihr Gesicht von der Wand herüberwandte, auf alles gefaßt, die Vorhänge öffnete und aufblickte, da gab die Lampe einen so abentheuerlichen ungleichen Schimmer, und bildete auf der einen Seite des Zimmers einen so dunkeln, räthselhaften Schatten, wie er der Bebenden noch niemals vorgekommen war.

Diese Stelle ward ihr am verdächtigsten. Je länger sie hinsah, desto beweglicher wurde der Schatten. Auch prasselte die Flamme so, als ob etwas von außen auf sie wirken müsse.

Was Julien fast noch mehr als alles dieses angriff, war der Gang einer Stutzuhr, nicht weit vom Bette, dessen Einförmigkeit von den so ungewöhnlichen Ereignissen auch nicht im mindesten gestört wurde.

Schon hatte die Angstvolle so viel Muth gefaßt, um die Uhr still stehen zu lassen. Schon richtete sie sich dazu in die Höhe, als der Ton des Aushebens vor der Mitternachtstunde sie wie ein Geisterruf wieder zurückwarf. Es war, als ob der bald darauf erfolgende Glockenschlag ihr die festzugehaltenen Augen aufrisse, und dieß nur — damit sie wahrnehmen möchte, wie sich aus dem gefürchteten Schatten die kranke Gestalt ihres Gemahls deutlich hervorhob, und ihre lautlosen Schritte nach dem Bette richtete. —

Dieser Moment war der letzte ihres Bewußtseyns und am folgenden Morgen lag sie in einem überaus heftigen Fieber.

Erst nach mehrern Monaten wurde sie völlig davon hergestellt, und nun zeigte sich ihr Vater äußerst begierig etwas von dem Geiste zu erfahren, dessen Erscheinen sie in der Hitze der Krankheit bisweilen gedacht hatte. Doch Julie wußte nichts mehr von diesen Aeußerungen, und die Nacht, welche die Einleitung zur Krankheit gewesen war, vermied sie absichtlich zu erwähnen.

Ihr erster Gedanke nach der Wiederherstellung war ein Besuch des Grabes von ihrem Gemahl, ganz in dem Sinne einer frommen Wallfahrt. Auch fand sich in einer unpäßlichen Freundin, welche der Arzt in's Bad schickte, eine gute Gesellschaft für die Trauernde.

Julie freute sich, daß ihr Verstorbener an dem Orte seiner letzten Tage noch in dem besten Andenken stand. Sie betrachtete mit Rührung und Dankbarkeit den Stein, den einige Freunde auf seinen Hügel hatten setzen lassen. Ihr Gatte war, wie sie erst jetzt erfuhr, gewissermaßen in seinem Berufe gestorben. Von einem hülflosen Kranken, den er aus Mitleid in seine Wohnung genommen, hatte er die Krankheit

empfangen, welche ihn ins Grab stürzte. Man verschwieg ihr zwar den Umstand, daß sein Tod durch einen Fall aus dem Bette unstreitig beschleunigt worden, allein es hatten zu viel Leute davon gehört, als daß es ihr, die alle Menschen auf das Gespräch von ihrem Verstorbenen brachte, hätte verborgen bleiben können.

Da das ganze Bad, außer dem Begräbnißplatze keinen erträglichen Ort für die Trauernde aufwies, so war sie sehr wohl damit zufrieden, daß ihre Gesellschafterin, deren Umständen das hiesige Wasser nicht zusagte, wieder abzureisen für gut fand.

Die Zurückkunft brachte Julien zwar Zerstreuung, aber keine ihrem Zustande anpassende entgegen. Ihr lange schon kränkelnder Vater war bettlägrig geworden, und die Aerzte verhehlten ihr nicht, daß sein Uebel wohl nur mit dem Tode gänzlich gehoben werden würde.

Um so angelegener ließ sie sich seine Pflege seyn. Die Gewißheit der nahen Einbuße einer geliebten Person, giebt unsrer Liebe eine zuvor nie geahndete Kraft. Julie wich nicht mehr aus dem Zimmer ihres Vaters. Wer sie sehen

wollte, mußte den Kranken besuchen, und wirklich erhielt der Mann aus diesem Grunde mehrere Besuche von jungen Männern, die darauf ausgingen, das unstete Leben der Ehelosigkeit in ein zweckmäßigeres zu verwandeln.

Die so leise als immer rege Aufmerksamkeit der reizenden Witwe auf den Zustand und die noch unverlauteten Wünsche des Kranken mußte unfehlbar das Interesse solcher Zeugen an ihr ansehnlich erhöhen. Denn was würde ein Wesen, das mit allen Ansprüchen auf die Genüsse der Jugend sich von ihnen gänzlich zurückzieht, um Monate lang, den zuweilen recht fühlbaren Launen eines hoffnungslosen Kranken sich auszusetzen, was würde ein solches Wesen einem Gatten zu werden im Stande seyn. Aber so nahe ihr auch mancher seine Absichten legte, und so annehmlich einige Parthien genannt werden konnten, bei denen es nur auf ihre Wahl ankam, sie wählte selbst dann keine davon, als nach einem beinahe zehnmonatlichen Leiden ihr Vater entschlummert und beerdigt war.

In der Folge schloß sie sich zwar an einige ge-

gesellige Familien an, aber dieß keinesweges um Gelegenheit zum Austreten aus ihrem Wittwenstande zu finden. Die Erinnerungen an die ersten Wochen ihrer Ehe standen in der hellesten, kräftigsten Farbe vor ihr da. Die gegenseitige Liebe des Paares war damals zu groß gewesen, als daß sie sich getraut hätte, auf eine ähnliche, künftige Hoffnung zu fassen, ein Schattenbild aber ihres vergangenen Glückes scheute sie sich in's Leben zu rufen, weil sie der Verlust ihrer Unabhängigkeit ein viel zu hoher Preis dafür dünkte.

Sie gestand dieß auch mehreren Bewerbern ohne Rückhalt, so daß ihr Entschluß im Wittwenstande zu bleiben zu manchem Epigramm den Interessenten Veranlassung gab. Uebrigens waren ihre durch die Aufopferung von Ruhe und Schlaf, bei der väterlichen Krankheit, nur wenig niedergebeugt gewesenen Reize wieder vollkommen aufgeblüht, auch ihr Geist allmählig zu seiner frühern Anmuth und Heiterkeit zurückgelangt.

Der Vorwurf beunruhigte sie indessen noch immer zuweilen, daß sie ihren Gatten allein

in's Bad hatte reisen lassen, wenn ihr auch sein Geist seit dem ersten Male nicht wieder erschienen war. Sie zweifelte jetzt sogar dann und wann daran, daß es sein Geist gewesen wäre, und hielt alles vielmehr für die bloße Folge ihrer durch das Gewissen und den Keim zur Krankheit beunruhigten Phantasie. Uebrigens mißbilligte sie auf jeden Fall ihre Furcht außerordentlich. Denn gesetzt, es wäre sein Geist gewesen, sagte sie, so sei doch glaublicher, daß der gute, seines frühern Versprechens eingedenk, zurückkehrte, als daß er ihr eine fürchterliche Erscheinung habe werden wollen.

Ihr Leben, das sich nach und nach von der geräuschvollen Freude geflissen zurückzog, verlor jetzt durch die Heirath ihres Mädchens, in dem sie die sorgsamste, treueste Dienerin gehabt hatte, auch vieles von der zeitherigen Gemächlichkeit im Hause. Diese Dienerin war mit Julien aufgewachsen, und hatte sogar einen großen Theil ihrer Bildung mit genossen. Jetzt verband sie sich mit einem Menschen, der weder durch Stand, noch Erziehung auf die über ihre Verhältnisse weit Emporragende, Ansprüche hatte.

Julie ließ sie gewähren, veranstaltete sogar die Hochzeit. Ein Umgang aber mit ihr, welche sich selbst erniedrigt hatte, war darum nicht fortzusetzen, weil er Julien in einen ungebildeten Kreis herabzuziehen drohte.

Je einsamer sie sich dadurch fühlte, desto sorglicher pflegte ihre Einbildungskraft die Bilder der ersten Liebestage. Es ging so weit, daß sie schon einigemal ihren Verstorbenen in Geistergestalt zurückgewünscht hatte, damit er sähe, wie sie aus seinen glühenden Briefen Freude schöpfte, oder sein Bild, oder irgend ein Andenken von ihm an ihr Herz drückte, kurz wie ihr ganzes Leben nichts selbstständiges, sondern bloß eine Beziehung auf das früher geführte zu nennen war.

Mit diesem Gedanken war sie wieder einmal schlafen gegangen, als eben die Wagen nach dem Maskenballe rasselten, zu welchem sie eine sehr dringende Einladung abgelehnt hatte.

Mehrere Stunden mochte sie geschlummert haben, als ihr Auge sich wieder öffnete. In demselben Moment erblickte sie eine Gestalt im Hintergrunde des Nebenzimmers, die sich mit

der äußersten Langsamkeit näherte. Der sehnlich gewünschte Schatten, unverkennbar!

Der Vorwurf, ihren Gatten durch den unbefugten Wunsch des Wiedersehens in seiner Ruhe gestört zu haben, welcher Julien jetzt mächtig befiel, beraubte sie aller Freude an der Erscheinung. An den Vorsatz der Anrede war nicht mehr zu denken. Vielmehr benahm ihr die Furcht den Athem und verschloß ihre Augen, als der Schatten noch weit im Nebenzimmer war.

Bald darauf hob ebenfalls die Furcht ihr Augenlied wieder zu verschiedenen Malen unmerklich, und siehe da, die Erscheinung war dicht vor ihrem Bette stehen geblieben.

In der bängsten Erwartung hatte Julie lange gelegen, als die Gestalt endlich davon schlich.

Erst eine halbe Stunde später faßte die Erschrockene so viel Muth, um sich zu regen und an der Klingel zu ziehen. Allein sie zog dreimal, und zuletzt äußerst stark, ohne daß ihr Mädchen einen Laut von sich gab.

Die Uhr schlug eben zwei, und sie machte

sich selbst auf die Dienerin zu suchen. Doch sie fand nur das leere Bette. Die Köchin aber und der Bediente schliefen beide in einem der obersten Stockwerke, wohin keine Klingel geleitet war. Daß das Stubenmädchen ein unordentliches Leben führte, war Julien schon bekannt. Unfehlbar hatte sich die Dirne in der Hoffnung nicht vermißt zu werden, aus dem Hause gestohlen. Uebrigens fand die Wittwe doch die äußere Thüre verschlossen.

Des Mädchens schlafbedürftiges Auge sagte am folgenden Morgen voraus, was sie späterhin auf Juliens Frage selbst bekannte, daß sie dem Maskenballe, und nicht eben mit Mäßigung beigewohnt habe. Da Julie ihr schon mehrere Mal das nächtliche Verschwinden ernstlich verboten hatte, so wurde die schlechte Dienerin sogleich abgelohnt und aus dem Hause geschickt. Es gelang Julien auch noch an demselben Tage eine andre zu bekommen, welche weit besser einschlug, als drei, mit denen sie es seit der Verheirathung ihrer ersten vergebens versucht hatte.

Alle Nächte wurde die Wittwe nun von der

Furcht, wie von einem bösen Fieber befallen. Der Ton jedes Lüftchens, das Knistern des Strohhalms, ging ihr durch den ganzen Körper. Ihr Auge weigerte sich zwar, die Gestalt des Verstorbenen anzuerkennen, aber ihr Ohr hörte die Bewegung derselben. Sie bat ihres Vaters Manen die Zweifel ab, welche sie vormals an seinen Erscheinungen gehabt hatte. Sie verheelte auch niemand die Sache, und konnte sich gegen jeden sehr ereifern, der die Gestalt, die vor ihr Bette getreten war, in Zweifel ziehen wollte. Sie würde sich, sagte Julie empfindlich, die Kraft ihrer Augen und Ohren von keinem Menschen abstreiten lassen. Sie erwähnte jetzt der frühern Erscheinung kurz nach ihres Gatten Tode, und daß sie darum niemand ein Wort davon gesagt habe, weil sie selbst solche zuweilen als die Folge ihres fieberhaften Zustandes bezweifelt hätte. Sie fragte, ob man seitdem Spuren von Verstandesschwäche an ihr gewahr worden wäre. Auch die natürlichen Erklärungen, welche häufig gewagt wurden, waren ihr ein Verdruß. Man meinte zum Beispiel, daß ja wohl ein Liebhaber ihres dama-

ligen hübschen, im Punkte der Liebe sehr gastfreien Mädchens, das Zimmer verfehlt haben könne. Daß es ein solcher gewesen, sei um so wahrscheinlicher, da der sogenannte Geist ganz in gewöhnlichen Modekleidern erschienen wäre, welches wohl dem Geisterkostüme nicht sonderlich anpassen möge.

Auf ersteres aber entgegnete Julie, daß diejenigen Liebhaber der Dirne, die so vertraut mit derselben wären, um Nachschlüssel von ihr zu Haus und Wohnung zu erhalten, unfehlbar ihr auf der andern Seite gelegenes Gemach gefunden haben würden. Und daß die äußere Thüre wirklich verschlossen gewesen wäre, das werde sie sich von niemanden abstreiten lassen.

Die Einwendung wegen des Kostüms suchte sie mit der Frage niederzuschlagen: ob wohl nicht, ein an sich körperloses Wesen, das sich in der Körperwelt zu erkennen geben wolle, eine kenntliche Gestalt anzunehmen genöthigt sei. Und ob sie denn, fügte sie mit Leidenschaft hinzu, keinen Glauben verdiene, wenn sie versichre, darauf mit gutem Gewissen einen Eid ablegen zu können, daß zwischen der Erscheinung und

der Gestalt ihres Verstorbenen kein Unterschied, als der eines geistigen Wesens, statt gefunden, und daß ihr scharfes Auge selbst die Schramme im Backen deutlich wahrgenommen habe.

Julie sprach überhaupt so verständig und überzeugend von der Begebenheit, daß sie eine Menge Anhänger fand, und sie und ihre Geisterseherei wurde so häufig der Gegenstand des Gesprächs, daß es ein Wunder gewesen seyn würde, wenn die Sache der, jetziger Zeit alles ergreifenden, Druckerpresse entgangen wäre.

Obschon das Schriftchen, das irgend ein Unbekannter deßhalb ins Publikum förderte, von Unrichtigkeiten wimmelte, so fand sich doch die Heldin, da ihr Name darin verschwiegen, auch die Geschichte im übrigen ohne Beleidigung vorgetragen worden, zu keiner öffentlichen Berichtigung aufgefordert. Eben so wenig wurde sie von den Spöttern, die sich hier und da darüber vernehmen ließen, in ihrem festen Glauben wankend gemacht. Sie war zufrieden, daß sie, seit ihr jetziges Mädchen in Einem Zimmer mit ihr schlief, von keiner häuslichen Beunruhigung weiter etwas sah noch hörte. Mit den kurzen

Sommernächten kam sogar ihr Muth schon in solchem Grade zurück, daß sie ohne die mindeste Besorgniß jede Nacht wieder ganz allein zubrachte. Bei alledem war ihr Glaube an die Wirklichkeit der Erscheinung weder erschüttert, noch auch nur in etwas geschwächt.

Gegen Ende des Sommers traf sie einmal ganz unvermuthet in einem Hause, das zu ihrem Umgange gehörte, einen von ihrem verstorbenen Gatten sehr geschätzten Freund, der ihr schon lange vor des letztern Tode nicht vorgekommen war. Sie freute sich sehr den Mann zu sehen, der bei innerer und äußerer Liebenswürdigkeit, den einzigen Fehler hatte, daß er nur im unstäten Leben sich gefiel, und von einer Heirath gar nichts wissen wollte.

Juliens Eintritt ward zum Raube an der Gesellschaft, welche bis dahin den lebendigen Geist des Mannes in seinen gewandten Erzählungen bewundert hatte. Herr von Rosen gerieth mit der Wittwe seines Freundes in ein besonderes Gespräch, das nur selten von der allgemeinen Unterhaltung unterbrochen, sich bis zum Abschiede munter erhielt, und am folgenden

Morgen in der Wohnung der Wittwe fortgesetzt wurde.

Der Gegenstand war Juliens Geisterseherei. Herr von Rosen hatte sich schon früher als einen hartnäckigen Zweifler an diesem ganzen Felde der Erfahrung gezeigt, und noch bei Lebzeiten ihres Mannes mehrere Geistergeschichten mit großem Geschick natürlich erklärt. Er widersprach auch der Erscheinung seines verstorbenen Freundes, und Beweis und Gegenbeweis wurden von beiden Seiten mit zu großer Wärme geführt, als daß es zu einer Entscheidung hätte kommen können.

Nachdem Herr von Rosen lange vergebens behauptet hatte, daß Julie entweder durch ihre eignen Sinne, oder durch andre Menschen hierin getäuscht worden sei, rief er mit Einem Mal aus: „Oder wie, wenn sich alles auch noch anders erklären ließe!“

„Anders vielleicht!“ sprach seine Gegnerin, „aber auch besser?“

„Wer weiß. Sie haben mir die besondern Umstände beim Tode Ihres Gatten noch nicht

erzählt. — Er starb im Bade; in Ihrer Abwesenheit, und plötzlich!“

„Sie schütteln dabei zweifelhaft den Kopf. Wollen Sie mich vielleicht überreden, daß er nicht wirklich gestorben sei?“

„Nichts will ich, als eine Erklärung versuchen, die Sie ja verwerfen können, wenn sie Ihnen nicht zusagt.“

„Und ich,“ sprach Julie empfindlich, „ich will Sie bitten, dergleichen Experimente nicht an der Asche der mir theuersten Person auf der Welt zu machen.“

Nunmehr bestand Herr von Rosen mit vielem Ernste darauf, daß er, als einer der vertrautesten Freunde des Verewigten, wohl ein Recht auf das Detail seines Todes habe, erhob sich, wie sich Julie darüber nicht erklären wollte, mit einigem Unwillen, und warf einen suchenden Blick nach seinem Hute.

„Es ist wahr,“ sagte Julie hierauf, „dieses Recht haben Sie, doch habe auch ich, indem ich es Ihnen einräume, wohl das Recht, Sie vor jedem Mißbrauch zu warnen.“

Unter vielen Thränen gab ihm die Wittwe

die Geschichte mit allen Umständen, und sprach, als sie nach der Beendigung sich sein ernstes Gesicht nicht zu erklären vermochte: „Was sagen Sie nun?“

„Nicht das mindeste, was Sie nicht hören wollen.“

„Ihr Achselzucken beleidigt mich, Herr von Rosen. Ich glaube, daß gegen so viel unverwerfliche Zeugnisse des Todes nicht einmal der Versuch einer andern Erklärung gewagt werden könne.“

„Und mir ist es von Ihnen selbst verboten, Sie in diesem Glauben zu stören.“

„Herr von Rosen,“ sagte sie feierlich, als er Miene zum Fortgehen machte, „ich will, ich muß Sie jetzt anhören.“

„Dann aber erlauben Sie mir auch einen frühern Umstand zu erwähnen.“

„Erwähnen Sie, was Sie Ihrem Zwecke gemäß erachten.“

„Ich bin bereit. — Aus Ihrem Munde habe ich es, daß das Verhältniß zwischen Ihnen und Ihrem Manne kurz vor dessen Tode, der frühern Harmonie so entwohnt war, daß ich

besorgen muß, Sie sind beiderseits zur ehelichen Trennung zuweilen ingeheim nicht abgeneigt gewesen. Einige Jahre früher waren alle Wünsche ihres Gatten auf eine weite Reise gerichtet. Diese Wünsche wurden nachher von seiner Liebe zu Ihnen und dem Glück Ihres Besitzes sehr natürlich verdrängt. Die seitdem abermals sehr veränderten Umstände, will ich nun annehmen, hatten die alte Reiselust wieder in ihm erweckt, und es gab zwei Wege zu diesem Ziele, entweder mit Ihnen reisen, oder ohne Sie. Allein Ihnen war es zuviel zugemuthet, die allerlei mit der Reise in einen andern Welttheil verknüpften Beschwerden zu einer Zeit zu theilen, wo Sie, aufrichtig zu sprechen, seinen Umgang nicht einmal immer gern hatten. Die Reise ohne Sie aber, hätte Sie hier der Langenweile, oder der ewigen Besorgniß, durch seine Rückkehr in Ihrem Vergnügen gestört zu werden, Preis geben heißen. Von diesen beiden Wegen war also keiner gut einzuschlagen."

„Es gab aber noch zwei Mittel, welche eine Radikalheilung versprachen, und wovon das eine — Scheidung hieß. Aber das häßliche

Wort empörte Ihren Gatten. Es hätte Sie und ihn dem Gerede der Leute ausgesetzt, die nicht lange zuvor sich an der ungewöhnlichen Zärtlichkeit des Paars — geärgert hatten. Die Vorwürfe ihres Vaters, welcher der Verbindung von Anfang abgeneigt gewesen, hätten überdieß unfehlbar Ihr Leben verbittert. Daher wurde denn auch dieses Mittel verworfen. Das letzte Mittel, welches sich von selbst auseinander setzen wird, sah freilich etwas sonderbar und abentheuerlich aus, aber es versprach meinem Freunde seine Freiheit, und Ihnen nach kurzem Wittwenstande einen zweiten, Ihren Wünschen gemäßen Gatten."

„Herr von Rosen," so brach hier die Wittwe aus, „Sie machen es ganz wie der Anwald eines schlechten Prozesses. Um den Gegner zu ermüden, ziehen sie die Sache mit zwecklosen Dingen in die Länge. Ich würde kein Wort deßhalb verlieren, wenn Sie nur dabei unterließen, diejenigen Punkte meines Lebens, die ich am meisten bereue, diejenigen Saiten meiner Gefühle, welche den schmerzlichsten Ton angeben, ohne alle Schonung zu berühren!"

„Theure Freundin," fiel der Erklärer ein, „ich habe mir die Vorwürfe wegen dieser bangen Erinnerungen schon früher selbst gemacht. Aber ich mußte jener Zeit gedenken, weil sie der nothwendige Grund des Gebäudes ist, das ich nun schon zur Hälfte beendigt habe."

„Aber wozu denn dieses ganze Kartenhaus, welches der Todtenschein, den ich Ihnen sogleich vorzeigen kann, mit Einem Hauche niederwirft?"

„Der Todtenschein? Als ob noch nie einer ohne Grund ausgestellt worden wäre! Doch da ich über die schwierigsten Stellen bereits hinaus bin, so erlauben Sie mir meine Hypothese weiter zu verfolgen. Ihr Gemahl reiset ins Bad, wo er seinen Bruder vorfindet. Diesem entdeckt er seine häusliche Unbehaglichkeit. Er sagt ihm, daß er gern den dritten Theil seines Vermögens entbehren würde, wenn er damit seine Freiheit wieder erlangen könnte. — Der Umstand, daß vielleicht grade mehreren ihrer Dürftigkeit wegen nicht wohl besorgten Kranken, denen Ihr Gatte aus Mitleid seinen ärztlichen Beistand zuwendet, der unvermeidliche Tod schon

zur Seite steht, giebt ein Mittel zum Kaufe der Freiheit um diesen Preis an die Hand. Die schlechte Wohnung des einen Patienten wird der Vorwand, diesem ein Zimmer in dem Hause einzuräumen, welches Ihr Mann mit seinem Bruder bewohnt. Wie voraus zu sehen war, stirbt der Kranke troß der besten Pflege und Mittel, und Ihr Gatte — geht indessen bei Nacht davon, um alles Weitere seinem Bruder zu überlassen. Finden Sie meinen Wagesaß jeßt natürlicher?“

„Keineswegeß, und bitte Sie daher die nähere Auseinandersetzung dieses Weiteren selber zu übernehmen.“

„Wenn ich Sie damit nicht ermüde, recht gern. — Ihr Gatte, der schon auf diesen Plan hin einige Wochen zuvor scheinbar gekränkelt, hat seine Hauskleidung zurückgelassen, welche dem Verstorbenen angelegt wird, dessen Besserung mehrere Tage früher kann erwähnt worden seyn, und der, wie es nun heißen könnte, in seine Heimath zurückgekehrt ist. — Der Verstorbene wird für Ihren Mann ausgegeben und be-

begraben. — So, dächte ich, wäre das Räthsel ziemlich aufgelöst."

„Bis auf einige Kleinigkeiten, über die Sie hinwegschlüpfen, so sehr auch grade diese Berücksichtigung verlangen. — Unter viele muß sich ein wichtiges Geheimniß niemals vertheilen, wenn es sein Wesen nicht bald verlieren soll, das werden Sie mir zugeben. Wie viele aber müßten hier in's Interesse gezogen worden seyn!"

„Kein Mensch als der alte Diener von Ihres Mannes Bruder, dessen seltene Treue, wie ich mich erinnere, sonst mehrere Male in diesem Zimmer hier gerühmt worden ist. Ihr Mann und dessen Bruder hatten vielleicht im Bade diesen einzigen Menschen zur Bedienung, und von ihm war für das Geheimniß nichts zu befürchten."

„Ich muß Einwendungen machen, um mich nur von Ihren leider sehr unwahrscheinlichen und falschen Erklärungen auf Einmal zu befreien. Sie vergessen noch gar manches andre, Herr von Rosen. Ein Mann, der so viel Freunde in einem Bade hatte, wie mein Ver-

ewigter, würde unfehlbar auch nach seinem Tode manchen Besuch erhalten haben. Die Freundschaft wünscht immer die geliebten Reste noch einmal zu sehen, wenn der Freund selber hinübergegangen ist, und würde in einer fremden, zufällig aufgerafften Leiche gewiß die bekannten Züge vermißt haben.“

„Ja, werthe Freundin, auch ich bin überzeugt, daß Ihres Mannes Bruder manchen Besuch erhalten und des Vorfalls wegen vielfältig hat Rede stehen müssen. Letztres scheint mir sogar ein recht schwieriges Unternehmen, das indessen einem so geschickten Weltmanne wohl hätte gelingen können. Zuverläßig haben auch viele den Leichnam gesehen, bis — auf das Gesicht, welches durch den vorgeblichen Fall aus dem Bette ganz entstellt, in ein Tuch verhüllt worden seyn könnte.“

„Und die Leichenfrau, Herr von Rosen? Oder giebt es in einem so berühmten Bade keine Personen dieser Art, oder haben sie dort nicht die Pflicht sich von des Verstorbenen natürlichem Tode zu überzeugen?“

„Unstreitig giebt es solche Personen und

Pflichten auch dort. Aber wer wird einen allgemein für rechtlich anerkannten Mann einer Unternehmung gegen seines Bruders Leben fähig halten? Die Leichenwäscherin wird, wenn er sie bittet, daß sie die Wunde am Gesichte des Verstorbenen nicht aufreißen möge, unter diesen Umständen gar leicht durch ein Goldstück von ihrer Pflicht sich losgesprochen fühlen. Denn das brauche ich nicht einmal anzunehmen, daß der verstorbene Arme wirklich aus dem Bette gefallen, und dadurch sein Gesicht unkenntlich geworden sei, oder daß man sich nach seinem Tode gewaltsamer Mittel bedient habe, ihm das Kenntliche zu benehmen."

„Aber mein guter Rosen, was haben Sie nun mit dieser so langen, als künstlichen Erklärung, oder leider! vielmehr Verdrehung des Ereignisses bewirkt?"

„Doch wohl den Gedanken an die Möglichkeit, daß Ihr Gatte noch leben könnte?"

„Nur die Gewißheit davon würde mir Trost verschaffen, und diese hat mir Ihre seltsame Deutung nicht gegeben. Am Ende verfolgen Sie wohl gar die Sache noch weiter,

und ziehen aus dem Zeitherigen den Schluß, daß es keine Erscheinung, sondern mein verstorben Geglaubter selbst gewesen sei, was ich in meinen Zimmern gesehen habe?"

„Wenn ich nicht die aufgeregte kränkliche Einbildungskraft in Ihnen, oder einen Betrug von außen her annehmen soll, unfehlbar."

„Wozu, lieber Rosen, verleitet Sie dießmal der Hang scharfsinnig zu erscheinen! Der Mann also, der, um sich — Ihrer Erklärung nach — mit einem Drittheile seines großen Vermögens von mir loskaufte, derselbe Mann sollte nun auf Einmal wieder in meine Wohnung geschlichen seyn, um — sich der Gefahr meiner Ansprüche zu exponiren? Ich gestehe Ihnen, daß mein geringer Scharfsinn nicht ausreicht, um den Zusammenhang dieser zwiefachen Seltsamkeit auszumitteln."

„Der doch wahrlich überaus nahe liegt. Setzen wir nur das gewiß nicht Unwahrscheinliche, daß Ihr Gatte, seiner unbezwinglichen Vorliebe in einem andern Welttheile zu leben, gehuldigt, und das Vergnügen, sie bald befriedigt zu sehen, die erste Zeit über keinem andern

Gedanken in seiner Seele Platz gelassen habe. Schieben wir sogar seine Reue bis nach Erreichung des Wunsches hinaus. — Aber kommen mußte diese Reue, zumal bei seinem tiefen Gefühle. Er sieht nun ein, wie schwer er sich an Ihnen vergangen hat, und daß sich nicht berechnen läßt, welche Folgen sein angeblicher Tod, bei dem Zwiespalt der zuvor zwischen Ihnen beiden geherrscht, wohl äußern könnte. Bei dieser Betrachtung erneuert sich Ihr Bild in seinem Herzen, mit der vollen Glorie der frühern Zeit. Seine Sehnsucht treibt ihn zurück. Er kommt hierher, und wünscht nichts sehnlicher, als sich von Ihrem Wohlseyn zu überzeugen. Er findet Mittel in Ihre Wohnung zu gelangen, und wird von Ihnen für ein Gespenst gehalten.“

„Wollte Gott,“ rief die Wittwe, „daß Sie wahr geredet hätten. Doch, leider! ist diese Deutung noch unwahrscheinlicher, als die Auslegung seines Todes. Alles, bis zur Rückkehr angenommen, warum mußte er zu dem abentheuerlichen Nachtbesuch seine Zuflucht nehmen?“

„Warum? Weil er nicht das mindeste von Ihren Gesinnungen wußte, und sich, als ein Todtgeglaubter, in einer Stadt, wo ihn jedes Kind kennt, bei Tage vor niemanden sehen lassen durfte.“

„Und daß er durch die verschlossene Thür herein und wieder hinausgegangen war, wie erklärt sich das?“

„Recht leicht, nachdem Sie mir gesagt haben, daß Ihr weniger sittliches, als hübsches Mädchen sich grade in derselben Nacht auf dem Maskenballe befunden hat. Kann er denn nicht eben an diesem Abende angekommen, und auf den Maskenball gegangen seyn, um Sie selbst vielleicht da zu sehen, oder in seiner Verlarvung Nachrichten über Sie einzuziehen? — Kann denn nicht der Zufall ihn da mit Ihrem hübschen Mädchen zusammengeführt, und der ziemlich ausgedehnte Begriff von Maskenfreiheit ihm nähere Bekanntschaft mit den Reizen und übrigen Umständen der Nachtschwärmerin verschafft haben. Nun dürfte er seiner Gesellschafterin nur etwa einige Gläser Wein zu viel eingeschenkt, in dem dadurch bewirkten Zustande

die Schlüssel heimlich weggenommen, und sich deren hier bedient haben. Ihm, der jeden Winkel dieses Hauses auswendig weiß, würde es wohl nicht allzuschwer geworden seyn, sich im Finstern bis vor Ihr Bette zu finden."

Julie sagte hierauf sehr empfindlich: „Sie haben viel zu weit ausgeholt, Herr von Rosen, wenn es Ihnen nur darum zu thun war, mit einem so geringen Scherze zu endigen. Mein Verstorbener, das bin ich überzeugt, besaß jederzeit zu viel Stolz, um unwürdige Abentheuer, wie das mit dem Dienstmädchen, aufzusuchen und zu verfolgen. Daher muß es mich kränken, ihn noch nach seinem Tode dergestalt Preis gegeben zu sehen."

„Aber, beste Freundin," versetzte Rosen, „Sie nehmen die Sache von der falschen Seite. Durch das Setzen dieses Falles wollte ich ja nur einen von den vielen Wegen zeigen, auf welchen er den Schlüssel hätte finden können, auf den Sie ein so großes Gewicht legten. Ich habe in der Eil einen ungeschickten, dem Charakter Ihres Gatten nicht angemessenen Fall ergriffen, das sehe ich jetzt ebenfalls ein. Viel

wahrscheinlicher kann ich dem Doktor einen vertrauten Freund zum Begleiter zugesellen, dem solche Abentheuer auf Maskenbällen weniger zuwider sind. Während Ihr Gatte überall nach Ihnen, oder Nachrichten von Ihnen sucht, könnte dieser Vertraute, in dem Mädchen, zufällig Ihre Dienerin entdeckt, dem Doktor davon einen Wink gegeben, ihm die Schlüssel verschafft, und diese, nach gemachtem Gebrauche, der vor Trunkenheit halb Bewußtlosen wieder zugesteckt haben, ohne daß sie von dem ganzen Vorgange das mindeste geahndet hatte."

„Brechen wir ab, Herr von Rosen. Umsonst haben Sie mir durch Erwähnung der letzten Zeit vor meines Mannes Tode meine Schuld in recht schreienden Farben vor die wunden Augen gerückt. Umsonst haben Sie eine Menge Möglichkeiten gesetzt, mir Ihre Kunst in Erklärung von Geistererscheinungen wieder einmal zu zeigen. Denn nur diesen Zweck muß ich annehmen, wenn ich Ihre Bemühung nicht völlig zwecklos schelten soll. Uebrigens wird mich, so ähnlich auch die Gestalt, wovon die Rede ist, meinem Manne gewesen, kein Mensch überzeu-

gen, daß ich ihn selbst in ihr gesehen habe. Ihr Gang und das Aetherische um sie her, das mich erschütterte, dieß sagte mir bestimmt genug, daß sie einer höheren Welt angehörte."

„Ihre Bangigkeit, beste Freundin, hatte unstreitig dieses Aetherische erst in die Gestalt hineingetragen."

Allein Julie widersprach, und blieb dabei, daß die Erscheinung durchaus nicht die Bestimmtheit eines menschlichen Umrisses gehabt hätte.

„Nun," fuhr der Geisterläugner fort, „so ist Ihnen ohne Zweifel ein Betrug gespielt worden."

„Still davon!" erwiderte Julie. „Der Betrug kann höchstens die Farbe, niemals aber das Wesen der Wahrheit sich aneignen."

„Sie kennen solche Kunststücke zu wenig," sprach der Herr von Rosen. „Ich selbst aber weiß mit Geisterblendwerken umzugehen."

Julie lehnte die Proben, zu denen er sich erbot, mit Lebhaftigkeit ab. Aber er schien sie mit Gewalt von ihrem Glauben an überirdische Erscheinungen bekehren zu wollen, und wurde hierin mit jedem Tage zudringlicher. Um ihn

nur los zu werden, sagte die Wittwe endlich, daß sie ihn unter der Bedingung, nachher nie wieder einen Versuch gegen ihren Geisterglauben zu wagen, gewähren lassen wolle.

Sie verbarg ihren Verdruß darüber, daß sie ihm eins ihrer Zimmer, welches einen abgesonderten Ausgang hatte, acht Tage früher zu den nöthigen Vorbereitungen abtreten mußte, und daß er Schlösser vor dieses Zimmer legte.

Die geheimen Vorwürfe, welche die ganze Sache ihr verursachte, besänftigte der Gedanke, daß die Veranlassung dazu kein Vorwitz, sondern der sehnliche Wunsch sei, allen Vorwitz so weit als möglich von sich zu entfernen.

Dessenungeachtet wurde sie durch die schwarze Kleidung und die außerordentliche Feierlichkeit, womit der Geisterbeschwörer am festgesetzten Abend in ihr Zimmer trat, so sichtbar überrascht, daß es ihm auffiel und er zu ihr sagte: „Sehen Sie wohl, daß Sie sich sogar heute, da Sie wissen, daß Sie es mit einer bloßen Täuschung zu thun haben, einer ungewöhnlichen Stimmung nicht erwehren können! Vielleicht erhielte der Geist, der Ihnen bald erscheinen

soll, dieselbe ätherische Hülle, welche ihr Auge der bewußten Erscheinung lieh, wenn ich dem nicht vorzubeugen, und um einen Theil des Eindrucks zu zerstören, meine Gravität ablegen, und Sie nochmals versichern wollte, daß Sie es mit lauter natürlicher Zauberei zu thun haben. Ja ich will Ihnen im Voraus zeigen, in welchem Kostüm die Gestalt sich Ihnen nähern wird."

Julie erstaunte, als er ihr ein Mignaturgemälde vorhielt, welches ihren beweinten Gatten, in demselben Mantel darstellte, in dem er zuletzt vor ihr Bette getreten war, und wovon sie niemanden gesagt hatte.

„Was aber würden Sie sprechen, theure Freundin," fing jetzt Herr von Rosen an, „wenn statt der versprochenen Täuschung, die Wahrheit, Ihr Gatte selbst aus diesem Zimmer käme, und die Fälle, die ich neulich Ihrer Meinung nach so zwecklos und unnütz setzte, den letzten auf dem Maskenballe ausgenommen, der Ihren Verdruß am meisten erregte, die treue Erzählung des wirklichen Vorgangs enthalten hätten?"

Während sich Juliens Erstaunen durch Rosens zuversichtlichen Ton in Entzücken auflöste, ging er langsam auf die Thüre zu und öffnete sie, um den überzeugendsten Beweis für die Sache zu führen.

Die Liebenden sanken einander schweigend in die Arme.

Rosen selbst war der Vertraute des Doktors auf dem Maskenballe, und jetzt der Mann gewesen, der die Gesinnungen der vermeinten Wittwe hatte prüfen sollen. Kaum aber würde Heß die Sache gewagt haben, wenn ihm die Druckschrift, zu welcher die Geistergeschichte Anlaß gegeben, und die bei aller Falschheit der Angabe, doch seine Gattin kenntlich machte, und ihre Anhänglichkeit an den vermeinten Todten schilderte, nicht in die Hände gerathen wäre.

Aus leicht erklärbaren Ursachen hat man den Vorgang in der Stadt, wo er sich zutrug, nicht verlauten lassen. — Julie verkaufte ihre Besitzungen und entfernte sich, niemand wußte eigentlich wohin. Welschlands fröhlicher Himmel, in dem des Doktors kranker Bruder seine

Genesung hoffte, wurde auch des Paares Aufenthalt. Dort leben sie unter dem Namen, den Heß seit seinem vorgeblichen Tode geführt hatte, und wer das glückliche Paar sähe, und die Geschichte wüßte, der würde mancher an zu hohen Erwartungen tödtlich erkrankten Ehe einen dergleichen Salto mortale zum Heilmittel wünschen.

Der Stoff zu der vorhergehenden Geschichte, als Thatsache, durch einen Freund mitgetheilt, welcher die unter dem Titel: Die Reise nach Pyrmont, bereits von mir herausgegebene Erzählung eben gelesen hatte, schien mir, ungeachtet der zufälligen Aehnlichkeit einiger Umstände mit jener früher erschienenen Erzählung, des Bearbeitens nicht unwerth. Dieß zu meiner Entschuldigung, wenn ich mich hierin geirrt haben sollte.

F. L.

König Pfau.

Feenmährchen

nach dem Französischen.

1809.

Es war einmal ein König und eine Königin in Taccamahacca, die hatten zwei allerliebste Prinzen. Wenn sie ausgetragen wurden, formirten allemal die Mahler und Bildhauer des Reiches eine Haye, um im Fluge einen Amors- und Engelskopf zu erlauschen, und die Männer führten ihre jungen Frauen an die Fenster, um die schönen Formen ihrer Phantasie einzubilden. Dabei waren die kleinen Prinzchen so klug und gelehrig, daß alle Gelehrte nichts mehr bedauerten, als daß die Wunderkinder Königssöhne waren, und nicht als junge Rosciusse, Apellesse und Homere die Welt in Erstaunen setzen konnten.

Die königlichen Aeltern hatten ihre einzige Freude an den lieben Kindern. Weil aber Wünsche ein wucherndes Unkraut sind, das die geschäftigste Erfüllung nicht genug zu beschnei-

den vermag, so keimte auch in den Herzen des Königs und der Königin bald ein neuer Wunsch auf. Sie sehnten sich nach einer Prinzessin, die, wenn sie nicht ganz aus der Art schlug, wenigstens eine doppelte Liebesgöttin an Gestalt, eine vierfache Grazie an Liebenswürdigkeit, und eine zehnfache Muse an Wissenschaft und Kunst seyn mußte. Die Jungen werden wild, sagte der König, aber ein Mädchen behält immer etwas zartes und einschmeichelndes. Die Jungen gehn an fremde Höfe, erwiderte die Königin, aber eine Tochter zieht oft selbst bedeutende Fremde an den Hof. So unterredeten sie sich alle Abende und Morgen, und freuten sich unter zärtlichen Umarmungen über das Einverständniß ihrer Herzen, Wünsche und Gedanken.

Das Schicksal ist nicht immer taub gegen die Bitten der Könige. Die Königin fühlte bald Grund zu der besten Hoffnung, und an dem schönsten Frühlingsabend, wo alle Sterne in den glücklichsten Konstellationen für Schönheit, Macht, Reichthum und alle königliche Freuden leuchteten, wiegte sie das schönste leben-

dige Rosenknöspchen auf dem Schooße. Die beiden Prinzen kamen aus ihren Betten wie kleine Genien herbeigesprungen, und küßten als entzückte Liebhaber dem zarten Mädchen die Lilienhändchen beinah weg, und die dunklen, seidnen Ringellocken, unter welchen sich ein tiefer blauer Augenhimmel ihnen lächelnd öffnete.

Die Morgensonne röthete schon die Vorhänge der Wiege, als man nöthig fand, die königliche Kindbetterin der Ruhe zu überlassen. Sie blieb aber nicht lange allein. Auf Rosenblättern und Blumenkelchen, in Haselnußschalen und Thautropfen, auf Mücken, Schmetterlingen, Goldkäfern, Heupferden, Binsen, Sonnenstralen, Laubfröschen, kam es von allen Seiten geschwommen, geschwebt, gefahren, gekrochen, getrippelt, gehüpft, geritten, daß das ganze Zimmer von den seltsamsten Equipagen und Leibrossen erfüllt ward. Es waren alles Feen von der Königin Bekanntschaft, welche sie jedesmal zu ihren Festlichkeiten einlud und so gut bewirthete, daß sie gern das nächste Mal wiederkamen. Sie mußten aber ihre Besuche heimlich halten, denn der König war ein star-

ter Geist und glaubte weder an Feerei noch Zauberei, noch an ähnliche Dinge.

Als sich die gesammte Feenschaft bei der Königin genug geletzt, und das neugeborne Prinzeßchen genug gelobt und geküßt hatte, ging jede nach ihrem Fuhrwerk oder Leibroß und wollte sich empfehlen. Die Königin aber führte sie nochmals an die Wiege zurück, empfahl die kleine Rosamunde von neuem ihrem Schutz, und bat die prophetische Versammlung, sie möchte dem Kinde zum Abschied noch ein gutes Horoskop stellen. Die Feen sahen sich verlegen an, und wollten mit der Sprache nicht heraus. Endlich sagte die Aelteste von ihnen: Liebe Freundin, es thut uns leid, daß wir diesesmal in eurer Schuld bleiben müssen. Wir haben bei unserm letzten Ball das Schicksalsbuch verkramt, und es geht uns dabei, wie allen Gelehrten, ohne Bücher ist es mit unsrer Kunst nicht weit her, erlaßt uns also immer für heute das Nativitätstellen.

Die Fee machte zwar ihr unschuldigstes Gesicht bei dieser Ausrede, allein die Königin merkte Unrath, und wiewohl sie nicht viel Gutes

zu hören hoffte, so drang sie doch so lang in die Feen, bis sie von der angesehensten in der Versammlung den Bescheid erhielt: Rosamunde werde einmal, wenn sie groß und mannbar würde, ihren Brüdern große Gefahr, wo nicht gar den Tod bringen. Mit dieser Unglücksprophezeihung zog die Feenkarawane davon.

Die Neugier der Königin war gestillt, aber Sorge und Betrübniß wurden an ihrer Statt desto lauter. Die arme Königin wollte nicht essen, nicht trinken, kein Schauspiel sehn, keinen Ball besuchen, sich nicht mehr putzen, und endlich gar auch nicht mehr sprechen. Da merkte der König, daß ihr etwas schweres auf dem Herzen liegen müßte, und sagte eines Tages nach aufgehobner Tafel zu ihr: Mein Schatz, es muß dir etwas fehlen, denn wir sprachen bei Tafel über eine Viertelstunde von dem neuen Kutschgeschirr des geheimen Oberkanonierers, und du hast kein Wort dazu gesagt.

Ach, antwortete die Königin, ich habe mein Rosenölfläschchen zerbrochen, und das schmerzt mich so sehr.

Ist's weiter nichts, sagte der König, da läßt sich Rath schaffen. Und sogleich ließ er alle Apotheker, Olitätenkrämer und Galanteriehändler der Stadt zusammenberufen, und diese verschafften der Königin mehr Rosenöl in einer Stunde, als aus allen Rosen der Welt in tausend Jahren zu erlangen ist.

Aber am andern Tage war die Königin noch eben so zerstreut.

Was fehlt dir denn wieder? — fragte der König beim Ball — dein Rosenöl kann doch unmöglich schon verbraucht seyn.

Nein, sagte die Königin, aber ich habe mir meine schönste Locke verbrannt, das macht mich so betrübt.

Das ist nun freilich Schade — erwiderte der König — aber da läßt sich auch helfen. Wir wollen dir eine falsche Locke machen lassen, stecke die auf, du wirst sehn, morgen hat jeder Kopf etwas falsches an sich und die Perückenmacher tragen dich auf den Händen.

Die falschen Löckchen kamen an, und die ächten Locken des ganzen Hofs fielen unter der Scheere. Alles geschah, wie der König vor-

ausgesagt hatte, aber die Königin blieb mißmuthig wie zuvor. Der König fragte von neüem. Ach sagte die Königin, ich will es nur gestehen, ich habe meinen Trauring in einen Born fallen lassen, und das bedeutet nichts Gutes.

Der König machte ein langes Gesicht. Ew. Majestät — sprach er — geruhen sich etwas von der Wahrheit zu entfernen, denn der Ring, welcher in einen Born gefallen seyn soll, ist hier wohlaufbehalten als das erste Glied meiner Uhrkette zu sehn.

Er zog dabei seine Uhr heraus, und ließ seine Gemahlin beide Trauringe als Glieder seiner Kette betrachten.

Die Königin schämte sich etwas, denn sie wußte sich gegen ihren Gemahl viel mit ihrer Wahrhaftigkeit und Treue. Sie hätte gern eine neue Ausflucht ersonnen, aber Se. Majestät schmollten. Endlich, nach einigen Umschweifen, gestand sie die Kindtaufskonversation mit den Feen und ihre bedenkliche Prophezeihung.

Der König moralisirte gern. Er ergriff

also diese Gelegenheit, seiner Gemahlin eine lange Strafpredigt über ihren verbotenen Umgang mit den Feen zu halten, und ereiferte sich dabei sehr über die verstandeswidrige Tendenz des Zeitalters zum Mystischen und Wunderbaren. Als er fertig war, erinnerte ihn die Königin, daß geschehene Dinge nicht zu ändern wären, und daß er klüger thun würde, auf Mittel zu denken, wie man dem Uebel vorbauen könnte, ehe es noch hereinbräch. Der König gab ihr Recht, und sie überlegten beide die ganze Nacht durch; bis am Morgen die Königin das Resultat gefunden hatte, der König sollte seinen Staatsrath darum befragen.

Der Staatsrath ward versammelt. Der Finanzminister war der Meinung: die Gefahr bestehe in nichts anderm als in einer bedeutenden Ausleerung des Schatzes bei einer künftigen Ausstattung, das sicherste Mittel dagegen sei offenbar eine neue Auflage. Der Kriegsminister sah die Gefahr von mächtigen Brautwerbern drohn, und rieth Vergrößerung der Armee. Der Großalmosenier ahndete etwas von frevlerischer Liebe der Brüder zu der Schwester,

und machte dem König es zur Gewissens-sache, die Prinzessin dem Kloster zu bestimmen. So debattirte die Versammlung vom Morgen bis zum Abend ein ganzes Journal von Erfindungen, Theorien und Widersprüchen zusammen, bis sie endlich über den vorläufigen Punkt einig ward, daß man diese wichtige Sache in reifliche Ueberlegung ziehn und eine besondre Kommission dazu niedersetzen müsse.

Während die Kommission saß, ging die Königin mit ihrem gesammten Hofstaate auch fleißig über die Sache zu Rathe. Eines Tages hörte sie von ihrer alten Amme, daß in einem Walde, unfern der Residenz, eine alte Eremitin lebe, die weit und breit um Rath gefragt würde, und schon manchem aus großer Noth geholfen habe. Die Königin entschloß sich sogleich zu der Wallfahrt.

Am nächsten Morgen setzte sie sich auf ihr Leibroß. Es war weiß wie Schnee und an allen vier Hufen mit reinem Dukatengolde beschlagen. Ein paar Kavaliers, die sie begleiteten, hatten Rock- und Westentaschen voll Ringe und Juwelen, und zwei Mantelsäcke voll Schleiers

und Schawls nach dem neuesten Geschmack für die alte Sibylle im Wald.

Die Königin und ihre Kavaliers mußten lange suchen, ehe sie die Wohnung der Wahrsagerin fanden, denn diese wohnte nicht, wie andre ihrer einsamen Brüder und Schwestern, in einer Hütte oder Grotte, sondern in einem hohlen Eichbaume, den man nicht bemerkt hätte, wär nicht in seinem Wipfel der Tummelplatz einer respektabeln Pfauenassemblee gewesen, welche hier die Reize ihres Putzes und ihres Gesanges entfaltete. Die Königin vermuthete in dieser Gegend die Wohnung der Waldeinsiedlerin, und ließ die Geschenke ausbreiten, während sie selbst sich dem Baume näherte. Sie mußte lange klopfen, eh inwendig eine Stimme antwortete, endlich bog sich die Baumrinde etwas abwärts, und es drängte sich ein Convolut Leinwand und Wollenzeug hervor, aus dem eine Nasenspitze und ein Kinn sich freundschaftlich mit gegenseitigen Küssen begrüßten.

Die Sibylle nämlich steckte ihren Kopf heraus, um zu sehn, wer sie in ihren Haus-

haltungsgeschäften störte. Als sie die schönen Sachen auf der Erde und an den Büschen ausgebreitet sah und die Königin an der goldnen Krone auf ihrem Haupte erkannte, bog sie in der Eile die Rinde ihres Baums so weit rückwärts, daß sie abbrach, und die Baumbewohnerin mit der Thüre nicht sowohl ins Haus fiel, als aus dem Hause. Die Königin lief selbst schnell hinzu, sie aufzuheben, und die Kavaliers durften aus Respekt für die Königin nicht zurückbleiben, aber die zarte Weiblichkeit der Einsiedlerin protestirte gellend gegen jede Entweihung ihrer Reinheit durch eine männliche Hand, und glaubte sich durch den bloßen Versuch so beleidigt, daß sie die vornehmen Gäste in die aromatischen Gegenden verwünschte, wo der Pfeffer wächst.

Die Königin hatte nun alle Hände voll zu thun, der schmollenden Dryade auf die Beine zu helfen, denn ihre Figur bedeckte ein ansehnliches Stück Landes mit einem langen, bunten, faltigen Talar, der in seiner frühern, glücklichern Zeit als Fußteppich gedient hatte. Endlich gelang es der Königin, aber statt

einer erwarteten Riesin, stellte sie ein kleines, von Alter gebücktes Mütterchen auf die Füße, welches ihr kaum bis an die Knie mit dem Kopfe reichte, und eine Tagereise nöthig hatte, um die lange Schleppe des Talars hinter sich zu entfalten.

Als man sich vom ersten Schreck etwas erholt hatte, brachte die Königin ihre Worte an. Sie bat mit bedeutendem Blick auf die mitgebrachten Geschenke um guten Rath, und versprach noch zehnmal mehr zu bringen, wenn alles gut ablief. Die Alte schmunzelte und klatschte vor Freuden in die Hände über alle die schönen Sachen. Dann rief sie laut: Pfauchen, Pfauchen! und im Augenblicke flatterten alle Pfauen um sie her, und fingen ein so gräßliches Geschrei an, daß die Königin sich beide Ohren fest zuhielt.

Das tiefere musikalische Studium der Alten fand aber dieses Koncert äußerst harmonisch, und ärgerte sich über die Geschmacklosigkeit des galanten Auditoriums. Als der Lärm aufgehört hatte, trat die Alte vor die Königin und sprach:

Sei getrost, Königsweib. Baue einen stählernen Thurm für deine Tochter, und verschließe sie darin, daß sie von niemand gesehen werde, als von dem König mit seinem Haus und ihren Dienerinnen. So entgehst du aller Gefahr. Geht sie aber aus dem Thurm, so will ich ihr die zarte Frucht meiner ersten Liebe zum Manne geben, der wird deine Söhne von allem Uebel befreien, welches sie bedroht.

„Die Prinzessin wird bei diesen Aussichten ihren Stahlthurm nicht leicht verlassen,“ dachte die Königin, und war von dem Orakel der Waldsibylle eben nicht sehr erbaut. Die Alte aber trippelte nach ihrem Baum und kam bald mit einer Hand voll Federn und einem niedlichen Hündchen zurück.

Es ist billig, sagte sie, daß ich meinem lieben künftigen Schwiegertöchterchen ein Geschenk mache, das ihrer werth ist. Da sind ein paar Federn zum Brautbett, darauf wird sie gut schlafen, und mit dem Hündchen kann sie spielen, es ist die Prinzen und Prinzessinnen gewohnt, und beißt nicht, wenn sie es vexiren und necken.

Das Pfauenorchester fing nun wieder eine so mächtige Sinfonie an, daß die Königin ihrem Pferd die Sporen gab und im Galopp zum Walde hinaus sprengte. Das Hündchen gefiel ihr. Es war ein allerliebstes Thierchen von der seltnen Art, die gar nicht existirt, wenn man nicht ein Exemplar von einer Fee bekommt. Seine Farbe war das schönste Himmelblau, um Kopf, Hals und Brust von weissen Löckchen, wie von leichten Wölkchen zart umflossen, aus welchen zwei blaßrothe Oehrchen, wie zwei Rosenblätterchen sich hervorspitzten, der Rücken war wie Sammt, und der Schweif so voll, reich und beweglich, wie der schönste Federbusch auf einem jungen Feuerköpfchen. Die Federn vergaß die Königin über das allerliebste Hündchen, und das war ein rechtes Glück, denn weil sie nicht so viel daran dachte, um sie wegzuwerfen, so brachte sie das leichte Geschenk unwillkührlich mit in das Schloß.

Hier schallte ihr großes Wehklagen entgegen, denn das kleine Prinzeßchen hatte von früh an geschrieen und war nicht zu beruhigen. Die Königin ließ Hündchen und Federn fallen,

und flog zu der Wiege; so wie aber die herumstaubenden Federn das Kind berührten, da ward es augenblicklich ruhig, lächelte und schlief ein. Die Königin ahndete nun erst ihren Schatz, sammelte schnell alle Federn, und füllte sie in das Bett der Prinzessin. Kein Kind hat jemals so gesund auf einem Bett gelegen, als Prinzessin Rosamunde.

Das Wunder mit den Federn versöhnte den König etwas mit dem Wunderglauben seiner Gemahlin. Er entließ die Kommission, die eben eine vorläufige Kommunikation mit den Universitäten des Königreichs und der benachbarten Staaten beschlossen hatte, und berief an ihrer Stelle alle Architekten des Landes. Diesen trug er auf, einen stählernen Thurm für die Prinzessin zu bauen, und zwar bei Todesstrafe so schnell, daß er mit der neuen Woche eingeweiht werden könnte. Die Baumeister versprachen zwar von einer solchen Eilfertigkeit nicht viel Gutes, indessen tummelten sie sich nach Möglichkeit, arbeiteten Tag und Nacht und wurden so geschwind mit dem Bau fertig, als die Geister von Aladdin's-Wunderlampe.

Der Thurm war eine Attrape in Großem. Von Außem sah er freilich nicht sehr einladend aus, aber inwendig war er desto schöner und recht für eine Prinzessin eingerichtet. Alle Wände waren von Spiegelglas, mit schwerfaltigen seidnen Tapeten behängt, die Treppen von Alabaster, die Thüren von Cedernholz, die Meubles von Schildkröte und Elfenbein, die Fußböden von Edelsteinmosaik und von den Decken hingen an goldenen Ketten Schalen von Krystall, Rubin, Smaragd, Saffir, Opal und andern kostbaren Steinen herab, in welchen beständig wohlriechender Spiritus flammte, zur Beleuchtung des Thurms, der, um die Prinzessin ganz abzusondern, keine Fenster hatte. Dabei waren alle Zimmer so nach pädagogisch akustischen Principien gebaut, daß jedes Wort, welches einer Prinzessin zu hören nicht taugt, keinen Schall gab. Es entstanden dadurch zwar lange Pausen in dem Unterricht und der Konversation der Prinzessin, der König selbst verstummte wohl zuweilen auf einige Minuten, allein weil der Thurm fest gebaut war, so ließ sich dieses nicht mehr ändern.

In

In diesem Thurme wuchs die Prinzessin auf. Sie hatte keine Langeweile, denn der König schickte ihr alle Tage neue Spielsachen, und die beiden Prinzen kamen täglich, um mit ihr zu spielen. Sie erzählten ihr auch oft vom Tageslicht draußen, und von Wäldern und Gärten und Sonne, Mond und Sternen. Sie machten ihr auch oft Lust die Welt zu sehn, aber wenn sie davon zu sprechen anfing, schickte ihr der König neue Kleider und Bonbons, und so viel Spielsachen, daß sie die Welt darüber vergaß.

Indessen waren die Prinzen herangewachsen und die Prinzessin auch. Wenn der König bei Hofe von Parthien fremder Königstöchter erzählte, so fragte der große Prinz: Papa, warum macht unsre Schwester nicht auch eine Parthie? Wenn die Königin zur Hochzeit fuhr, fragte der kleine Prinz: Mama, wenn hat denn Rosamunde Hochzeit? Wenn der Edukationsrath von ritterlichen Thaten erzählte, faßten beide Prinzen den Heldenentschluß, Rosamunden aus ihrem Thurme zu

befreien. Man hatte alle Künste nöthig, sie zufrieden zu stellen.

Der Prinzessin wollte es auch nicht mehr in ihrem Thurme gefallen. Die Bonbons schmeckten ihr nicht, die Spielsachen waren langweilig, der Hofstaat abgeschmackt, und die Kleider zeigten ihr nur, daß sie groß geworden war, und daß die Bestimmung vierzehnjähriger Mädchen nicht in einem Thurme zu suchen sei.

Der König und die Königin hatten nun wenig ruhige Stunden mehr. Im Thurme klagte die Prinzessin, im Schlosse plagten die Prinzen, und auswärts fragten eine Menge Kaiser und Könige nach der Prinzessin durch ihre Abgesandten. Denn der Ruf hatte von Rosamundens Schönheit nicht geschwiegen, und hätte sie vergrößert, wenn sie nicht schon viel größer gewesen wäre als die Phantasie der Frau Fama selbst.

Das hohe Königspaar verzweifelte schon an der Möglichkeit einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden, endlich fanden sie ungesucht den natürlichsten, denn sie legten sich hin und starben beide an Einem Tage.

Der Hof und das ganze Land gieng nun schwarz. Die Glöckner hatten Arbeit und keinen Verdienst, die Organisten Verdienst und keine Arbeit. Von den Kanzeln und andern Rednerstühlen bewies man, daß die Krone das würdigste Haupt verloren habe. Die Poeten sagten dasselbe in Versen und die Mahler in Allegorien. Unterdessen hatte man die königlichen Leichen bestattet, die Reichsstände versammelten sich, gaben dem großen Prinzen einen scharlachnen, goldgestickten Mantel, mit Hermelin gefüttert, um, dann setzten sie ihm eine diamantene Krone auf sein Haupt, und ihn selbst auf einen goldnen Thron. Nun schrie alles Volk dreimal aus allen Kräften: es lebe der König! Die geistlichen und weltlichen Redner bewiesen, die Krone habe noch niemals ein so würdiges Haupt bedeckt, die Poeten sangen, und die Mahler allegorisirten dasselbe. Alle Welt war froh, und man dachte an nichts als an Feste zu Ehren des Königs, zur Freude der Gäste und zum Ruhme der Wirthe.

Als der neue König vom Thron gestiegen war, sagte er zum Prinzen: Bruder, nun

sind wir Herren im Lande, nun wollen wir vor allen Dingen unsre Schwester aus ihrem Thurm erlösen, wo das arme Kind erbärmliche Langeweile hat. Sie wird dann oft Besuch von hübschen Mädchen haben und die sehn wir beide gern.

Gesagt, gethan. Sie sprangen durch den Garten, der König drehte in großer Eil den Bart vom Schlüssel, und der Prinz hob die Thüren aus den Angeln, um keine Zeit zu verlieren. Prinzessin Rosamunde fütterte eben ihr himmelblaues Hündchen mit Bonbons, als sie aber ihre Brüder kommen sah, stand sie auf, faßte den Aeltesten bei der Hand, und sagte: Schönen guten Morgen, Ihre Majestät! Du bist nun König, und ich deine gehorsame Dienerin. Aber nimm mich aus diesem abscheulichen Thurm, sonst sterb ich vor Langeweile. Damit fing sie bitterlich an zu weinen. Der König umarmte sie, und sagte: Weine nur nicht, liebes Kindchen, und gieb dich zufrieden, du sollst keine Langeweile mehr haben, ich bin eben gekommen, um dich aus dem Thurm in den Palast zu holen, wo dir eine Menge Ritter

und Hofleute Kurzweile genug machen werden. Wie nun die Prinzessin noch immer fort weinte, zeigte ihr der Prinz die neusten Modekupfer und sagte: Komm, wir wollen fort aus dem häßlichen Thurm, suche dir einen recht schönen Brautstaat aus, der König wird dir bald einen hübschen Mann geben. Da gab sich die Prinzessin zufrieden und sprang fröhlich aus dem Thurm.

Der Thurm war in einem Winkel des königlichen Gartens. Rosamunde blieb wie bezaubert stehn. Die Stauden und Pflanzen ihrer Porzellanvasen standen hier als Riesengewächse in hohen Bäumen vor ihr, und die zarten Blüten, deren ihr Hauch vorsichtig geschont hatte, schwammen in glänzendem, duftendem Gewühl durch die Frühlingsluft. Blumen, schöner und bunter, als ihre Hand mit sorgsamer Pflege aufzog, blühten hier zu ihren Füßen, und statt einzelner Vögel aus goldnen Käfigen, tönten ihr ganze Chöre von Nachtigallen und Colibris aus Büschen und belaubten Wipfeln entgegen, die sie im goldnen Glanz des neuen Sonnenlichts einladend und freundlich anwehten.

Rosamunde flog von einem zum andern, küßte die Blumen, drückte die Vögel an ihre Brust, umarmte die schlanke Ceder, und nannte den Palmbaum ihren Bräutigam. Auf einmal trat aus dem nahen Lustwald ein prächtiger Pfau, und breitete einen großen vielaugigen Irisbogen wie eine Glorie um sich. Was ist das? rief die Prinzessin, und ließ Palmbaum und Ceder, um den schönen Vogel zu umarmen, der scheu in die Luft sich erhob, und in den Wald zurückflog.

Ihre Brüder waren herbeigelaufen, und erzählten ihr, es wär nichts als ein Pfau, dergleichen sie schon manchen gespeißt habe. Die Prinzessin war außer sich. Wie, rief sie ganz entrüstet, diesen Fürsten der Vögel erkühnt man sich zu tödten? Aber so gewiß ich deine Schwester bin, ich heirathe niemand als den Pfauenkönig, und bin ich nur erst Pfauenkönigin, dann will ich den sehn, der mir einem Pfau nur ein unschönes Wort sagen soll!

Der König war etwas verblüfft über die seltsame Allianz, und besann sich einige Zeit, was er der Prinzessin sagen sollte. Endlich

sagte er doch seinen ersten Gedanken ungekünstelt heraus: Ei, Rosamunde, du wirst doch keinen Vogel heirathen wollen?

Wer sagt denn einen Vogel? — antwortete die Prinzessin etwas ärgerlich — den Pfauenkönig will ich heirathen, und ein König wird wohl bei den Pfauen auch ein ander Ding seyn als ein Unterthan.

Ja — wandte der König ein — wer weiß denn, ob die Pfauen auch einen König haben?

Nun ward die Prinzessin im Ernst böse. Hör' einmal an — sagte sie — das sind Flausen. Papa und Mama haben mir oft gesagt, wenn keine Könige wären, säh es schlecht mit den Unterthanen aus. Die Pfauen sehn aber schön und recht sehr schön aus, folglich müssen sie einen König haben, und einen recht großen mächtigen König, und ich sag' es noch einmal, ich will und muß den Pfauenkönig heirathen.

Gegen diese Gründe ließ sich von dem König freilich nichts einwenden. Er führte die Prinzessin in das Schloß, und ließ ihr

den schönsten Pfau fangen, der gleich neben der Prinzessin seine Zimmer und seinen eignen Hofstaat bekam.

Die schöne Rosamunde mit ihrem Pfau war nun der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung am Hofe. Die Herren von erster Galanterie erklärten sie in Sonnetten und Xenien für die Juno, und baten um Erlaubniß ihr Pfau seyn zu dürfen, zu dessen Stellvertreter sie sich vorläufig durch den Wohlklang ihrer Verse legitimirten. Die vom zweiten Range begnügten sich dem neuen Günstling bei Tafel und Toilette aufzuwarten. Rosamunde lachte über die wunderlichen Leute, und fragte ihren Bruder täglich, ob der Pfauenkönig noch nicht gefunden wäre.

Der König und der Prinz sahen, daß die Prinzessin von ihrem Einfall nicht abließ und sich in Stillem grämte. Sie wurden darüber auch traurig und berathschlagten oft mit einander, was zu thun sei? Sie schickten überall herum, ließen Anfragen in alle Anzeiger und Intelligenzblätter einrücken, holten bei allen Universitäten und Fakultäten Responsa ein, setzten

Preiſe aus, aber alles vergebens. Eines Tages ſprach der König zum Prinzen: Weißt du was, Bruder, ſelber iſt der Mann! Wir bekommen auf unſre Fragen gelehrte Abhandlungen über das Vaterland der Pfauen, die Wanderungen der Io, die Galanterien Jupiters und Gott weiß, was für verwandte Gegenſtände, aber keine Nachricht von unſerem guten Bruder, dem Pfaukönig. Laß uns ſelbſt ausziehn und ihn aufſuchen; wir haben hier ohnedieß nicht viel zu thun, und mehr Langeweile als uns lieb iſt.

Der Prinz ſagte Ja, und umarmte den König. Dann gingen ſie beide zur Prinzeſſin, und ſagten ihr, was ſie vorhatten. Roſamunde küßte ſie tauſendmal vor Freude, und verſprach während ihrer Reiſe recht gut zu regieren. Dann half ſie dem Prinzen die Mantelſäcke packen, legte in jeden ein hübſches Souvenir, und empfahl ihnen, den Pfaukönig ja gleich mitzubringen.

König und Prinz waren nun unterwegs. Sie reiſten inkognito, und hatten alſo kein Gefolge bei ſich. Als ſie über die Grenzen

ihres Reichs kamen, fragten sie in jedem Gasthof nach dem Pfauenkönig, aber Wirth und Gäste lachten sie aus, und meinten, die Pfauenmajestät residire nur in Märchenheim und Fabelhausen, aber nicht in einem Lande, das in der Geschichte des Tages eine bedeutende Rolle spiele.

Die königlichen Wanderer zogen immer weiter und fanden immer seltsamere Sitten unter den Völkern. Bei einigen wurden die rechtlichen Entscheidungen zweimal in jeder Woche verloost, und weil man bemerkt hatte, daß die Urtel öfter mit den Gesetzen übereinstimmten als in den benachbarten Ländern, so ward dieses Reich immer bevölkerter. Bei andern wurden die ersten Staatsämter nur Todten übertragen, die von der zweiten Klasse konnten schon Alte und Kranke bekommen. Junge Leute durften höchstens Nachtwächterstellen bekleiden, und waren sie gesund, so konnten sie ohne besondre Rekommendation auch zu diesen nicht gelangen. Mit jeder neuen Sonderbarkeit stieg die Hoffnung der Reisenden, daß endlich wohl auch ein Pfauenreich erscheinen werde.

Sie hatten nun schon mehr Länder und Völker gesehn, als der Held der Odyssee, und glaubten nächstens an den großen Weltbreterverschlag zu gelangen, als sie durch ein hübsches Städtchen zogen. Auf dem Markt war ein Teppich ausgebreitet, und dann und wann kamen einige hübsch gekleidete Leute, machten auf dem Teppich drei Burzelbäume, und gingen dann vergnügt ihres Wegs weiter. Der König wunderte sich, daß die Polizei so etwas gestatte, und wollte eben einen Vorübergehenden darum befragen, da kam ein Polizeidiener auf ihn zu, und kündigte ihm an, weil er täglich zwei und siebenzig Mal seine Frau küsse und der Prinz desgleichen, so habe jeder zwei und siebenzigtausend Goldinen zur Federsteuer zu entrichten. Die Wandrer lachten beide laut auf, und fragten, wer ihre Küsse hier so genau kontrolire? Der Bote aber versetzte ernsthaft, es sei hier nicht der Ort zum Lachen, wenn sie etwas gegen die Berechnung einzuwenden hätten, so stehe es ihnen frei, die tägliche Summe ihrer Küsse selbst zu bestimmen, und mit drei unfehlbaren Burzelbäumen zu bekräftigen.

Da half es nun nichts, daß König und Prinz sich als Reisende legitimirten, die weder Frauen hätten, noch mit sich führten, und folglich keine weder einmal noch zwei und siebenzig Mal des Tags küssen könnten; wollten sie nicht die Federsteuer bezahlen, so mußten sie Kopf oben Kopf unten machen.

Sie hatten eben ihr gymnastisches Probestück abgelegt, als sie nun auch zu wissen wünschten, warum die Küsse hier verzollt würden, und woher der geheime Kuß-Ausschuß seine boudoirstatistischen Notizen nehme?

Damit kann ich dienen, sagte ein hübscher Mann, der neben ihnen stand. Vor ungefähr neun und zwanzigtausend Jahren ward unser Land in einen bösen Krieg verwickelt, und unsre gute Stadt litt besonders dabei. Wir mußten den Kriegskanzleien alle Schreibfedern, und den Tafeln unsrer Gäste alle Gänse überlassen, welche in hiesiger Gegend vorzüglich gediehen, weil doch unsre Stadt der Sitz der Akademie ist, die viel Federn braucht. Der Verlust war in vielen Menschenaltern nicht zu ersetzen, gleichwohl zweifelt kein Mensch, daß in den Federn

die Federkraft eines Staats liegt, und daß ohne Bücher, folglich ohne Schreibfedern, kein Staat bestehn kann, unsre Stadt am wenigsten, und die Akademie gar nicht. In dieser Noth schloß man eine Allianz mit einem benachbarten Reiche, aus welchem jährlich zwanzigtausend Millionen Bund Pfauenfedern, das Bund zu hundert Stück, an die Akademie geliefert werden, welche dann das Land mit dem nöthigen Bedürfniß weiter versorgt. Um die Kosten dazu aufzubringen, legte man eine Steuer auf die Küsse, die so leicht niemand entbehren kann, oder mag. Viele, besonders ältliche Herren, nehmen es sogar übel, wenn man sie zu gering anschlägt, und geben freiwillig mehr als man verlangt.

Der Erzähler schwatzte noch lange; aber als die Reisenden von der ansehnlichen Quantität Pfauenfedern hörten, wisperten sie sich in die Ohren, und gaben nicht mehr Acht. Endlich unterbrach der König die Erzählung mit der Frage: Ob vielleicht der Pfauenkönig in der Nähe residire und der Lieferant für die Akademie sei? Ja wohl, war die Antwort, sein Reich gränzt unmittelbar an das unsrige,

und alle Jahre geht eine Gesandtschaft an ihn ab, um die Federallianzgeschäfte zu dirigiren.

Wer war froher, als Rosamundens Brüder, die nun ihren Pfaukönig gefunden hatten! Sie umarmten den Pfaufedersteuereinnehmer, versahen sich mit Empfehlungsschreiben an den Gesandten beim Pfauenhofe und eilten mit Kurierpferden davon.

Wo nur das Mädchen, die Rosamunde, errathen hat, daß es einen Pfauenkönig giebt, sagte der König unterwegs.

Das weiß der Himmel — erwiderte der Prinz — uns wär so etwas nicht in den Sinn gekommen. Sie muß manchmal somnambul seyn.

An der Gränze des Pfauenreiches flogen und liefen ihnen überall Pfaue entgegen, weisse, blaue, grüne und bunte, wie man sie sonst nirgends in der Welt findet. Sie machten einen Lärm, daß man sie meilenweit hörte. Der König machte ein bedenkliches Gesicht, und sagte zum Prinzen: Bruder, wenn der Pfaukönig auch ein Pfau ist, so sind wir in einer fatalen Lage. Einen Pfau kann doch unsre

Schwester unmöglich heirathen, das würde eine saubere Descendenz geben!

Freilich, sagte der Prinz. Ich weiß auch gar nicht, was den Mädchen manchmal für wunderliches Zeug in den Kopf kommt.

Zu ihrer großen Beruhigung sahen sie in der Ferne eine große Stadt mit hohen Thürmen und festen Mauern, die nicht von Vogelschnäbeln erbaut zu seyn schienen. Vielleicht sind doch Menschen im Pfauenreich, sagte der König, und so war es auch. Alle Gassen der Stadt wimmelten von Männern und Frauen, aber ihr Anzug, ihr Putz und die meisten Geräthschaften waren von Pfauenfedern gemacht. Indem die Reisenden sich verwundert umsahen, öffneten sich ein paar große bronzene Flügelthüren an einem prächtigen Palast, und der König fuhr heraus in einer schönen Karosse, wovon das Gestell von Gold, die Räder von Diamant und der Sitz von Rubin war. Der König saß darin, wie in einem Firmament von Sternen und Sonnen, und zwölf große majestätische Pfaue bildeten sein Gespann. Der Pfaukönig war so jung, als die neuen Ankömmlinge,

und so schön, daß man ihn nicht genug ansehn konnte. Außer einer Krone von Pfaufedern und einem Federmantel hatte er nichts Pfauenähnliches, bis auf ein kleines niedliches Stutzbärtchen unter der Nase, das nicht wie bei den jungen Stutzern andrer Länder von metaphorischem Flaum, sondern von ganz natürlichen zarten Federn gewachsen war. Er vermuthete in den beiden Fremden auf den ersten Anblick ein paar interessante Männer, und weil er die Länder- und Völkerkunde liebte, so hielt er sein Pfauengespann an, und ließ den König und den Prinzen rufen, um sich mit ihnen zu unterhalten.

Sie kamen beide, und nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen sagte der Prinz: Wir sind aus sehr fernen Landen hergekommen, um Ew. Majestät ein sehr schönes Porträt zu zeigen. Bei diesen Worten zog er das Miniaturgemählde von Prinzessin Rosamunde aus seiner Brieftasche, und zeigte es dem Pfauenkönig. Dieser konnte vor Entzücken kaum Worte finden, endlich sagte er mit einem tiefen Seufzer: Ach, warum hat die Welt nicht eine Schönheit wie die-

diese! — O, rief der Prinz, das Original ist noch viel tausendmal schöner. Es ist meine Schwester, Prinzessin Rosamunde, und hier steht mein Bruder, der so gut König in seinem Lande ist, wie Ew. Majestät in dem Ihrigen. Er heißt der König und ich der Prinz. Wenn Ew. Majestät Lust hat, das schöne Original dieses Bildes zu heirathen, so soll es an unsrer Einwilligung nicht fehlen. Unsre Schwester ist eben so tugendhaft als schön, und eben so klug als tugendhaft, und übrigens bekommt sie von uns zehn Scheffel Dukaten und hundert Scheffel Silbergeld zur Mitgabe.

Meiner Treu, sagte der Pfaukönig, ich mache mir ein besondres Vergnügen daraus, sie zu heirathen, wenn sie nur so schön ist, als das Porträt, denn noch schöner, das hielt ja kein Mensch aus. Aber, das sag' ich euch, ihr Herren, so schön muß sie seyn, sonst habt ihr mir etwas aufgehängt, und dafür laß ich euch wieder aufhängen.

Die Fremden lachten, und versprachen, sich auf diese Bedingung mit Vergnügen hängen zu lassen. Sie konnten es; denn sie wußten, daß

das Porträt ähnlich seyn müsse, weil es der verpflichtete Hofmahler, unter Direktion des geheimen Oberphysiognomieraths gemahlt, und der Naturcontroleur vidimirt hatte. Vorläufig mußten sie sich, zur Sicherheit, auf Befehl des Königs in das öffentliche Gefängniß begeben. Sie fanden darin alle Bequemlichkeit, denn im Pfauenreiche herrschte eine exemplarische Humanität, besonders gegen Verbrecher, auch besuchte der Pfauenkönig die beiden Gefangenen täglich, und rechnete mit ihnen die Stunden aus, wenn Prinzessin Rosamunde ankommen könnte. Sie saßen alle drei über dem Einladungsschreiben an die Braut, und wenn einer vor Freude über die künftige Freude die Feder oder den Gedanken fallen ließ, so nahm der Andre das Verlorne auf und schrieb weiter.

An Rosamundens Hofe zu Taccamahacca war die Freude auch nicht klein, als der Briefträger mit dem Briefe ankam. Die Prinzessin lief im ganzen Schlosse herum, und wenn ihr jemand begegnete, so klatschte sie in die Hände und erzählte, daß der Pfaukönig gefunden wäre, und sie bald heirathen würde.

Stadt und Reich freute sich nun bald zu Tode. Alle Nächte war die Stadt von der Erde bis zu den Thurmspitzen illuminirt, und weil der Tag zum Anzünden aller Lampen nicht lang genug war, so ließ man sie gleich brennen. Alle Kanonen wurden so lange abgefeuert, bis sie glühten, dann verpuffte man als Surrogat Knallpulver; alle Kehlen schrieen dem Pfaukönig Vivat, bis sie heiser waren, dann stieß man die Gläser zusammen, und zwischen diesen Festlichkeiten wechselten unaufhörlich Bälle, Schauspiele, Maskenaufzüge mit Koncerten, Soirees und Thees. An Schlaf war nicht zu denken, denn mit Tagesanbruch ging man zum Souper, und wenn die Schauspiele Abends aus waren, wartete schon wieder ein Diner. Als das Oel alle war, brannte man Oelsurrogate, und so half man sich auch mit dem Wein und andern Bedürfnissen der Freude. Als aber die Lust selbst ausgegangen war, wollte sich kein Surrogat finden, im Gegentheil fand man eine anständige Betrübniß schicklicher, weil die Prinzessin ihr Reich bald mit dem Pfauenreiche vertauschen werde. Man schrieb eine allgemeine

Stille aus, und verbot alle Lustbarkeiten bei hoher Strafe. Das Edikt ward pünktlich befolgt, und die Prinzessin reisete ab.

Sie schlug den nächsten Weg zu Schiffe ein, und wollte niemand mit sich nehmen, als ihre Amme, ihre Milchschwester, und ihr himmelblaues Hündchen, Azur genannt. Denn der übrige Raum im Schiffe war mit Gepäck angefüllt, dessen die Mädchen mancherlei auf Reisen brauchen, und absonderlich die Bräute. Unterweges that man nichts als lachen und singen. Rosamunde fragte am Abend den Schiffer: Siehst du Land? siehst du Land? kommen wir bald zu dem Pfauenstrand? Aber er antwortete: das hat noch Zeit, das hat noch Zeit, der liegt viele hunderttausend Meilen weit. Am Morgen fragte sie wieder: Schiffer, sag' an, Schiffer, sag' an, ob wir uns bald dem Pfauenreiche nahn? Aber der Schiffer sagte: Frage den Wind, frage den Wind, bläßt der gut, so fahren wir geschwind. Als die Sonne sich ins Meer senkte, fragte sie nochmals: Schiffer, ist's nah? Schiffer, ist's nah? Lieber, guter Schiffer, sind wir bald da! Da sah sich der Schiffer

um, schwenkte seine Mütze und rief: Frisch auf, wohl auf! Morgen geht in den Hafen unser Lauf!

Als die Amme dieses hörte, setzte sie sich in das Hintertheil des Schiffes zu dem Fährmann, und lobte seine Fahrt und sein munteres frisches Ansehen, daß der alte Steuermann herzlich schmunzelte. Dann drückte sie ihm die Hand und sprach: wenn du wolltest, so könntest du ein steinreicher Mann werden. Nun, warum werde ich nicht wollen, entgegnete der Schiffer, reich wären wir alle gern. Ja, wiederholte die Amme, einen Haufen Gold könntest du dir verdienen, so schwer wie dein Steuerruder, wenn du wolltest. Wenn's mit dem Wollen gethan wär, sagte der Schiffer ärgerlich, so läg euer Haufen Gold schon da, wenn ihr aber weiter nichts zu sagen wißt, so hättet ihr die Speisepforten gar können verschlossen bleiben lassen.

Da nahm ihn die Amme bei Seite. Du mußt — sagte sie ihm in's Ohr — die Prinzessin diese Nacht, wenn sie schläft, in's Meer werfen. Dann zieh' ich meiner Tochter, der

schönen Popanzine, ihre Brautkleider an, und lasse sie Pfauenkönigin werden, und wir heirathen uns auch und haben vollauf.

Der Schiffer machte ein Kreuz, und meinte, es sei doch Schade um die Prinzessin, weil sie so jung sei und so schön, und eine Prinzessin, und obendrein eine Braut. Allein die Amme gab ihm eine Bouteille Wein, und ließ ihn so viel trinken, daß er das Ertrinken für das höchste Glück hielt und Alles versprach, was die Amme verlangte.

Die Nacht war indessen stark hereingebrochen. Die Prinzessin lag auf ihrem Bett mit den Gedanken bei ihrem geliebten Pfaukönig. Dabei sah sie schmachtend nach dem dunkelblauen Himmel auf, der ihrer Liebesphantasie mit seinen Millionen Sternen wie ein tausendäugiger Pfauenschweif aus bessern Welten vorkam. Zu ihren Füßen lag wie gewöhnlich ihr niedlicher Azur, und die Amme mit ihrer Tochter saßen am Bett und sangen sie ein.

Rosamunde war eben im ersten, süßesten Schlaf, da rief die abscheuliche Amme den Schiffer. Sie hoben die Prinzessin, um sie

nicht aufzuwecken, mit allen Betten, Matratzen und Decken auf, und ließen sie so sanft ins Meer fallen, daß sie nichts davon gewahr wurde.

Ein Glück war es, daß in dem Unterbett sich noch die Federn befanden, welche die alte Sibylle im Walde der Königin für Rosamunden geschenkt hatte, denn das waren Phönixfedern, die außer mehrern rühmlichen Eigenschaften auch diese haben, daß sie im Wasser niemals untersinken. Die Prinzessin schwamm daher in ihrem Bett so sicher, als in einem Nachen, indessen drang doch das Wasser nach und nach durch die Federn und Matratzen bis zur Decke, daß die Prinzessin darüber erwachte, und sich schon fürchtete am Morgen Ausgeschmältes zu bekommen.

Azur wachte von ihren Bewegungen auf, und weil er eine exemplarisch feine Nase hatte, so witterte er die Lampreten, Austern und Schildkröten in der Nähe. Darüber fing er so laut an zu kläffen, daß er die ganze Fischheit und Schildkrötenschaft rege machte. Die großen Fische wurden böse und stießen mit den Köpfen

gegen das schwimmende Bett, daß es sich auf den Wellen drehte, wie ein Kreisel. Die Prinzessin war nicht wenig verwundert, und schalt auf den Schiffer, denn sie glaubte, er führe so ungeschickt. Azur bellte eines Bellens und geberdete sich wie besessen. Die Amme hörte den Lärm in der Ferne, aber sie spottete nur darüber, und sagte zum Schiffer: Horch! das kleine Aeffchen trinkt mit seiner Prinzessin auf unsre Gesundheit und macht sich lustig. Indessen steuerten sie rasch nach dem Pfauenlande zu, und Popanzine konnte es kaum erwarten, bis das Schiff in den Hafen einlief.

Hier hatte man es auch nicht an Empfangsanstalten fehlen lassen. Das Meer duftete viele Meilen weit wie Rosen, Lilien, Jasmin, Zimmt und Ambra. Denn alle guten Essenzen und Oele wurden unaufhörlich hineingegossen, um das Land gleich in guten Geruch bei der neuen Königin zu bringen. Viel hundert kleine Fahrzeuge kreuzten umher. Sie waren von Schildkröte, hatten statt des Mastes eine Riesenpfaufeder, und zu Segeln Blätter von der großen Wunderrose, welche nur in diesem Lande wächst.

Im Hafen selbst wimmelte es von Menschen und Thieren zu Fuß und zu Wagen. Löwen, Esel, Bären, Hirsche, Wölfe, Tiger, Ochsen, Elephanten sah man vor den Karossen, denn die Polizei im Lande sah darauf, daß jeder ein, seinem Stande und Range angemessenes Gespann vor seinem Wagen hatte. Für die Prinzessin stand ein Zug von acht schneeweißen Gazellen bereit. Ihr Geschirr war von purpurrothem Sammt mit goldnen Platten. Zweihundert schöne junge Mädchen hielten abwechselnd die Zügel, und die abgelöset waren, bildeten unaufhörlich die schönsten Gruppen und Gemählde, denn sie waren in alle Farben gekleidet, und gleichsam lebendige Musikstifte, die durch die reizendsten Tänze ein schönes Gemählde in ein immer schöneres verwandelten.

Die Amme hatte indessen ihr möglichstes gethan, ihre Tochter in die Prinzessin Braut zu verwandeln. Man würde Popanzinen unrecht thun, wenn man sagen wollte, die Natur habe an ihr irgend ein Stück vergessen, was der Schönheitrequisitenzettel des eigensin-

nigsten Kenners enthält. Sie hatte alles, aber die freigebige Natur hatte sich bei ihr nur in der Anordnung ihrer Gaben vergriffen. Die glühenden Rosen hatten sich von den Wangen in die Haare verirrt, das weisse Elfenbein der Zähne war auf den Lippen geblieben, deren Purpur sich in die Augen geflüchtet hatte, und diese hatten ihr dunkles Braun den Zähnen überlassen. Die schöne Wölbung der Brust war auf dem Rücken zu sehn; die beweglichen Grübchen, welche das süße Lächeln bezeichnen, waren feste Stereotypen des bittern Verdrusses, und die Beine beschrieben die schönen Bogen, welche man an den Augenbraunen gern bewundert. Der prächtige Schmuck, den die Amme nicht sparte, war daher nicht leicht anzulegen, die Armbänder fielen wegen der zarten Schlankheit der Arme bis auf die Handwurzel herab, und das Halsband war wegen der vollen Rundung des Halses nicht genug zu verlängern. Die Schuhe konnten nicht groß und die Kleider nicht klein genug gefunden werden. Das kosmetische Werk ging deßwegen ziemlich langsam von statten, als es aber vollendet war, trösteten

sich Schmückerin und Geschmückte mit dem Spruche: Was lange währt, wird gut.

Im Pfauenreich aber schien dieser Satz keine allgemeine Gültigkeit zu haben. Dem Volke, das Vivat rufen sollte, blieb, bei Popanzinens Anblick, die ganze letzte Hälfte des Ausrufs im Munde zurück. Der Kammerherr, der die Braut bewillkommen sollte, konnte der Doppelattake seines ästhetischen und moralischen Gewissens nicht widerstehn, und der Anfang seiner zierlichen Rede: Wie erfreulich! verwandelte sich in den Ausruf: Wie abscheulich! Die ganze Menagerie vor den Karossen ward scheu, und selbst die sanften Gazellen wurden wild und suchten das Freie. Die Mosaiktänzerinnen jagten ihnen nach, und ihr verworrnes Gedräng bildete eine endlose Fülle von Karikaturen, welche alle viel Aehnlichkeit mit Popanzinen hatten. Man mußte in der Eil einen Zug von sechs Pavianen vor den Wagen der Braut legen, und sie brüstete sich darin nach Möglichkeit. Die Pfaue, die als Bürgerwache vom Hafen bis zum Palast eine Doppelreihe formiren und ihre Schweife präsentiren sollten, glaubten, der

Leibaffe der Prinzessin eröffne den Zug, und trieben unziemliche Späße und Neckereien. Der Schiffer, dem bei dieser Aufnahme nicht allzuwohl zu Muthe ward, stieß die Amme an, und sagte leise: das geht schlecht, die Mamsell sollte hübscher seyn. Die Amme aber fuhr ihn an, und sagte: der Beifall der Menge sei grade ein Beweis gegen die rechte, wahre Schönheit. Gemeine Naturen aber verstünden das nicht.

Man brachte indessen die frohe Nachricht von der Ankunft der Braut vor den König. Nun — sagte er — haben ihre Brüder recht, ist sie schöner als das Bild? Der Direktor der königlichen Vergnügungen war um die Antwort etwas verlegen. Zum Glück gehörte aber die Frage des Königs unter die vielumfassende Klasse der Fragen, welche auf keine Antwort Anspruch machen, denn der König fuhr gleich fort: Nun, wir wollen das bald sehn. Damit stieg er in seinen Pfauenwagen und fuhr der Braut entgegen.

Vor dem Wagen trugen zwei Reichsbarone feierlich Rosamundens Bildniß. Dann folg-

ten alle Reichsämter mit den Gesandten fremder Höfe, dann der ganze Hofstaat, und nun ganz langsam der König in seinem Pfauenwagen, umgeben von den Reichsvasallen und allen seinen Pfauen. Er konnte es kaum erwarten seine geliebte Rosamunde zu sehn, sprang aus dem Wagen, und wollte sie umarmen. Es kam aber nicht dazu, denn kaum sah er Popanzinen, da fuhr er zurück, als hätt' er einen Zitterrochen berührt. Kein Mensch hatte einen König jemals so zornig gesehn. Er warf sein Diadem zur Erde, zerriß seine königlichen Kleider, und warf so sprechende Blicke umher, daß niemand gern in der königlichen Nähe verweilen wollte. Als das erste Stadium seines Zorns vorüber, und die Entzündung seines Gemüthes etwas gestillt war, befahl er Braut und Amme und Schiffer in die Ruinen eines tiefen Thurms zu werfen, die sich noch aus der inhumanen Zeit der Justiz erhalten hatten. Er wollte ein Exempel statuiren, damit niemand in Zukunft Lust bekommen könnte, einen König auf eine so grobe Art zu hintergehn.

Rosamundens Brüder wußten den Tag

recht gut, an welchem ihre Schwester ankommen mußte. Sie hatten sich aufs beste herausgeputzt, und der König memorirte noch an der Empfangsrede, die der Prinz ihm aufgesetzt hatte. Da wurden die Thüren geöffnet, aber statt der höflichen Deputation und Ehrenwache, welche sie zum Hochzeitfest rufen sollte, kam ein grober Kerkermeister mit einer Sicherheitswache von ein paar Dutzend Polizeidienern. Diese führten sie in einen häßlichen Keller, eine Tagereise tief unter der Erde. Es war ein Glück, daß es stockfinstre Nacht da unten war, denn hätten die armen Gefangenen sich umsehn können, so wären sie vor Schreck und Abscheu über ihre Umgebungen im ersten Augenblick gestorben.

Hier erschöpften sie sich nun in Hypothesen über den zureichenden Grund dieser unbegreiflichen Veränderung, ohne den wahren zu errathen. Indessen hatten sie doch den Vortheil von ihren teleologischen Studien, daß ihnen die Zeit ziemlich geschwind verging. Nach drei Tagen hörten sie die Stimme des Pfaukönigs. Er stand oben an einem Luftgitter

des Kellers und schimpfte ein vollständiges Sortiment bedeutender Redensarten hinunter. Könige und Prinzen wollt ihr seyn? sprach er zuletzt, Kartenkönige seid ihr und Bettelprinzen! Ihr seid die Luft da unten nicht werth, die doch eben nicht die beste ist, aber der Strick ist schon gesponnen, an den man euch henken wird.

Pfauenkönig! — rief der König unten zum König oben — hütet euch, geht nicht zu weit und nicht zu schnell in dieser Sache, ihr könntet es bereuen. Ich bin König so gut als ihr, habe Kronen aufzusetzen und zu verschenken so gut als ihr. Was schwatzt ihr also vom Strick? Es kommt mir fast lächerlich vor euch so sprechen zu hören. Wenn ein König auf dem Theater spräch wie ihr, man würde sagen, es sei höchst unnatürlich und sehr albern.

Der gefangene König von Taccamahacca rief dieses mit einem so absprechenden Tone herauf, daß der Pfauenkönig in die größte Angst und Verlegenheit kam. Er war nicht übel willens, die Gefangenen laufen zu lassen, damit sie ihm kein Leid anthun könnten. Aber

sein Vertrauter rieth ihm ab und sagte, wenn er nicht ernstlich Rache nehme, so würde alle Welt sich moquiren und ihn für einen kleinen Titular- und Vasallenkönig halten. Das wirkte. Der König schwur strenge Gerechtigkeit zu üben und die schnellst-möglichste Justiz zu handhaben. Ein Mahler, der im Pfauenreichswappen eine Feder ausgelassen hatte, war wegen Hochverrathes in Verhaft. Man verurtheilte ihn, Popanzinen zu mahlen; das Gemählde stellte man dem Gerichtspräsidenten gegenüber auf den Gerichtstisch, und vor jeden Gerichtsbeisitzer eine Kopie. Keine Tortur war jemals so wirksam gewesen, als diese Gesichtsfolter. Eh sich noch einer von den Richtern setzte, war die Sitzung schon aufgehoben, und alle urtheilten einmüthig, daß die Gefangenen hängen müßten, weil sie gelogen, und eine häßliche Zigeunerin für eine schöne Prinzessin ausgegeben hätten.

Der Pfauenkönig, der ganze Hofstaat und die gesammten Reichsstände versammelten sich nun in dem großen Thronsaal. Die Gefangenen wurden in feierlicher Prozession vorgeführt,

führt, und ihr Urtheil ihnen eröffnet. Bei dieser Gelegenheit erfuhren sie auch ihr Verbrechen. Alles Protestiren half nichts, der Pfauenkönig war entrüsteter als jemals. Die Todtenglocke wurde geläutet, die Schüler sangen, die Stadtpfeifer bliesen, und der Zug bewegte sich langsam vorwärts nach dem offenen Operationspavillon der Justiz, wo sich die Professoren der Kriminal-Chirurgie mit ihren Ammanuensen versammelt hatten.

Der Zustand der schönen Rosamunde war indessen auch nicht viel glücklicher. Sie schwamm die ganze Nacht in der unbequemsten Lage, und als es früh dämmerte, sah sie sich mitten auf dem weiten Meer ohne Schiff und ohne Hülfe allein mit ihrem kleinen Azur. Beide erschraken nicht wenig, und Rosamunde weinte so kläglich, daß alle Fische Mitleid fühlten. Ach, schluchzte sie, gewiß hat sich der Pfaukönig anders besonnen, und will mich nicht mehr heirathen, da hat er mich ins Wasser werfen lassen, um mich mit guter Manier los zu werden. Das ist ein wunderlicher Mensch, der; ich hätt' ihn so lieb haben wollen, hübsch

bin ich, und vom Regieren versteh' ich auch das und jenes. Wir hätten gewiß recht gut zusammen gepaßt.

So schwamm sie den ganzen Tag auf dem Meere, ganz durchnäßt, und fast zum Tod erstarrt. Hätte ihr der kleine Azur nicht das Herz gewärmt, sie wär' hundert Mal gestorben. Am Abend machten ihr die Fische wieder bange, und sie sagte zu ihrem Unglücksgefährten: Azurchen, belle nur immer, daß uns die großen Wallfische und Meerungeheuer in der Nacht nicht fressen.

Azur bellte auch die ganze Nacht, und bellte gegen Morgen einen alten Fischer an das Ufer, denn glücklicher Weise hatte der Wind in der Nacht das Bett gegen das Land getrieben. Die Prinzessin streckte ihm flehend die Hände entgegen, und bat ihn, er möchte sie aufnehmen, weil sie sonst im Wasser umkommen müßte.

Der Alte hatte von Natur ein mitleidiges Gemüth, und übrigens war die Prinzessin so schön, daß wohl ein Löwe oder Tiger ins Wasser gelaufen wär sie herauszuholen. Nach

einigen Versuchen gelang das Werk. Azur sprang ans Land und bellte ein unendliches Gratias. Rosamunde wickelte sich in ihre Decken und lispelte ihrem Befreier so melodischen Dank, daß dieser ganz verjüngt wurde. Er zog das Phönixbett aus dem Wasser, und trocknete es an der Sonne. Die Prinzessin führte er in seine Hütte. Hier machte er Feuer an, schloß seinen Koffer auf, und nahm den Sonntagsstaat seiner Frau heraus. Kleidet euch um, schöne Dame, sagte er, denn ihr seid pudelnaß, und in Bauerkleidern warm und trocken sitzen, ist allemal besser, als in Staatskleidern frieren. Damit entfernte er sich und ließ der Prinzessin Zeit ihre Toilette als Bäuerin zu machen. Sie war bald damit fertig; der Anzug war eben nicht neumodisch, aber Rosamunde war schön, und ein schönes Mädchen macht den schlechtesten Anzug auch schön, wie die goldne Morgensonne auch die graueste Wolke vergoldet.

Der Alte merkte an den goldbrokatenen Decken und atlasnen Matratzen, daß er einen sehr vornehmen Gast beherbergte. Er kam dar-

über in nicht geringe Verlegenheit. Was fangen wir nun an, sagte er, ich merke an jeder Miene, daß ihr etwas Vornehmes seid. Ich bin aber ein armer Fischersmann, und wenn ich euch alles gebe, was ich in Blut und Leben habe, so ist das nicht so viel, als ihr sonst eurem geringsten Diener gegeben haben mögt, geschweige eurem Hundchen dort. Ihr seid an gute Bissen gewöhnt, hier findet ihr nichts, als schwarz Brot und etwa einen Rettich zum Mittagsmahl, und statt Kaffee einen Trunk Wasser, so gut es eben quillt. Das wird euch schlecht behagen. Wenn ihr meinem Rath folgen wollt, so laßt mich in die Stadt gehn zum Pfauenkönig, der erwartet jetzt seine Braut, und wird euch gern bei ihr als Hofdame eine Stelle geben.

Als die arme Rosamunde hörte, daß sie in dem Pfauenreiche sei, fing sie von neuem an bitterlich zu weinen. Sie erzählte dem Fischer ihr ganzes Unglück, ihre Liebe, und wie der Pfaukönig sie nun in das Meer habe werfen lassen.

Der Alte stutzte, und sagte endlich kopf-

schüttelnd: Hört nur an, schöne Dame, daß euch der König über Bord geworfen habe, will mir nicht einleuchten, aber, mag es gethan haben wer da will, wer weiß, wozu es euch gut ist. Was hilft euch ein Mann, wie der Pfaukönig, der verzaubert ist, und alle Nächte zu einem schnöden Pfau werden muß? Ja, das wundert euch; ich glaub' es wohl. Eine neidische Fee hat es ihm angethan, weil er ihr nicht gut seyn wollte, denn sie war nun eben nicht die schönste. Sie hatte ihn erst ganz und gar zum Pfau gemacht mit seinem ganzen Hofstaat, aber seine Mutter, die auch 'was von der Feerei versteht, hat die böse Fee doch einmal überlistet, daß er wenigstens am Tage Mensch ist und die Federn verliert, bis auf den Zwickelbart. Dafür muß aber die gute Königin selbst so lange ein altes häßliches Weib seyn, bis der König entzaubert ist.

Also kann er doch entzaubert werden, fragte Rosamunde neugierig, und schmeichelte sich an den Alten an, o sagt geschwind, wie?

Ei, erwiderte der Fischer, ihr möchtet euch wohl gern das Verdienst um ihn machen,

gelt? Aber das laßt euch vergehn. Da gehört ein ander Gesicht dazu, als ihr habt, nämlich ein ganz abscheulich häßliches. Wenn der König so eins zur Braut kriegen kann, dann kann ihm geholfen werden.

Ach, das ist Schade — sagte Rosamunde — da mag er lieber Pfau bleiben, als daß er so eine Braut nimmt.

Das wär noch das geringste, fuhr der Fischer fort, er soll sich aber im Angesicht des ganzen Hofes noch eine andre Braut an einem Orte holen, den man nicht gern nennt.

O nennt ihn immer — sagte Rosamunde — vielleicht wär es mir doch möglich ...

Nein, dafür bewahr euch der Himmel, fiel der Fischer ein, wenn ihr's denn durchaus wissen wollt, der Ort, mit eurer Erlaubniß, ist der steinerne Kleiderschrank, wo man die Kleider mit sammt den Menschen aufhängt. Und die Braut soll noch dazu in Ketten und Banden seyn. Da könnt ihr ja gleich merken, von was für Gelichter sie seyn müßte. Das hat freilich die gottlose Fee so verklausulirt, daß der arme König erst auf den Nimmermehrstag

loskommen kann. Denn er darf nicht einmal erfahren, wie er den Zauber los werden kann, das muß sich alles ohne sein Zuthun bloß so von ungefähr schicken.

Rosamunde schauderte und bat ihren Wirth, er solle sie nur nicht verrathen. Wenn ihr keine andre Sorge habt, als um unsern Tisch, setzte sie hinzu, so ist bald geholfen. Bindet nur meinem Hund ein Körbchen an den Hals, er hat eine sehr vielseitige Erziehung genossen, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn er nicht etwas Gutes mitbrächte.

Gesagt, gethan. Der Alte brachte das Körbchen. Rosamunde band es dem Hündchen an, und sagte: Azur, das beste Gericht, das du in der Stadt findest, das bringst du uns, mach hübsch bald, denn mich hungert.

Azur sprang fort, und weil er glaubte, die königliche Küche sei die beste, so lief er hinein, sorgte zuförderst für seinen eignen Appetit, und packte dann den Rest für Rosamunden ein. Als er seinen Vorrath in der Hütte abgesetzt hatte, lief er noch einmal in die könig-

liche Küche, und packte Konfekt, Eingemachtes, Muskatenfekt und französische Brotchen ein. Er räumte Küche und Speisegewölbe so auf, daß die Mäuse im Palast einen allgemeinen Fasttag halten mußten.

Der Pfaukönig war nicht wenig erstaunt, als die Tafel Mittags unbesetzt blieb. Er fragte erst, dann ward er ungeduldig, und endlich brach sein Zorn aus. Er war überdieß schon von der Morgenunterredung mit seinen Gefangenen ziemlich echaufirt, und folglich etwas reizbar. Zuletzt mußte er sich doch zufrieden geben, und er tröstete seinen Appetit mit der Aussicht auf ein gutes Abendessen. Allein ehe die Abendtafel des Königs servirt war, kam der kleine, niedliche Truchses der Prinzessin und leerte die Küche von neuem.

Diese Prüfung war zu hart für eine königliche Geduld. Indessen schaffte der heftigste Zorn kein Essen herbei, und machte im Gegentheil den fastenden König nur hungriger. Das schlimmste aber war, daß es am andern Tage mit dem Dejeuner, Diner und Souper des Königs gerade wieder so ging. Es fehlte

wenig, so wär der König Hungers gestorben. Denn über der Hauptsache und ihrer Betrachtung dachte kein Mensch an die kleinliche Einzelnheit, den König aus andern Küchen einstweilen zu versorgen. Aber er hatte einen Favoriten, dem an des Königs Leben und Tafel so viel, als an seiner eignen Glückseligkeit lag. Dieser bewies, daß Könige Freunde haben. Denn er versteckte sich in die Küche hinter den Heerd, und verwendete kein Auge von dem Bratspieß und Kochtopf.

Es währte nicht lange, da kam Azur, schnupperte um alle Töpfe, Tiegel und Pfannen, kostete das Beste aus, und packte wie gewöhnlich sein Körbchen voll. Der Vertraute schlich dem himmelblauen Hündchen nach zur Stadt hinaus durch Felder und Wälder über Korn und Dorn bis zu der Fischerhütte, wo das Hündchen freundlich wedelte und kläffend Einlaß begehrte.

Außer Athem kam nun der Vertraute zu dem König gelaufen, und erzählte ihm sein Abentheuer und die Emigrationen der königlichen Mahlzeiten nach der Fischerhütte. Der

König gab auf der Stelle Befehl, den himmelblauen Hund sammt seinen Komplicen in Verhaft zu nehmen und die Sache zu untersuchen. Der dienstfertige Vertraute führte selbst einige Gerichtsdiener nach der Hütte am Meer, wo der Fischer mit der Prinzessin und Azur sich eben bei der königlichen Küchenspende recht wohl seyn ließen. Hali, so hieß der Vertraute, befahl sogleich das ganze vorgefundne Personale, den kleinen Himmelblauen nicht ausgeschlossen, in Ketten und Banden zu legen, und nach der Stadt in das Gefängniß zu bringen. Bitten und Widersetzlichkeiten waren gleich vergeblich, denn Hali war hungrig und streng und hatte die Uebermacht auf seiner Seite.

Sie kamen eben in die Nähe der Stadt, als der König mit dem ganzen Zuge herauskam, um seinen Platz bei Handhabung der Gerechtigkeit einzunehmen. Der Fischer faßte sich im Vertrauen auf seine Unschuld ein Herz, warf sich dem Könige zu Füßen, und fing an alles ausführlich zu erzählen, von dem schwimmenden Bett an, bis zu dem letzten

Gericht aus der königlichen Küche, das nun ein so hartes Gericht über ihn verursachte, denn er bildete sich ein, die Anstalten, zu welchen er eben kam, wären bloß seinetwegen gemacht. Seine Majestät waren zwar hungrig nach einer Mahlzeit, und durstig nach Rache an den vermeinten Betrügern, und daher eben nicht in der besten Laune zu einer Audienz; allein zum Glück stand die schöne Rosamunde nicht weit vom Fischer, und der König nahm sich während der etwas langen Apologie des Inhaftaten Zeit sie zu betrachten und sich möglichst in sie zu verlieben. Aller Zorn war in Schwermuth aufgelöst, daß diese Schönheit ein Fischermädchen war, und nicht die Tochter des mächtigsten Gränznachbars. Als aber der Fischer bewies, diese, seine Mitgefangne, sei die ächte und aufrichtige Rosamunde, und jene, die sich Rosamunde nennen lasse, könne nur ein falscher Wechselbalg seyn, da machte der König, so matt er auch vom Fasten war, drei große Luft- und Freudensprünge, fiel der schönen Rosamunde um den Hals, und löste ihr mit eignen königlichen Händen ihre Bande.

Er sagte ihr tausend Artigkeiten und überzeugte sie bald durch seine Galanterien und Liebkosungen, daß er ganz andre Dinge mit ihr vor habe, als sie in das Meer zu werfen.

Unterdessen war der Gerichtszug weiter geschritten und die Todeskandidaten kamen dem Ort ihrer Bestimmung näher. Der gefangene König und der Prinz trösteten sich mit allgemeinen Bemerkungen über die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, und repetirten sich alle schönen poetischen und prosaischen Stellen, die man sie ehmals über diesen Gegenstand hatte auswendig lernen lassen. Hinter ihnen kam Popanzine mit ihrer Mutter, der Amme, und der Schiffer. Als Rosamunde ihre Brüder gewahr ward, riß sie sich vom König los und fiel einem nach dem andern um den Hals. Der Pfaukönig merkte nun seinen großen Mißgriff, und war in nicht geringer Verlegenheit, wie er den starken Verstoß wieder gut machen sollte. Aber in dem Augenblick, da er sich dem gefangenen König näherte, um einige Entschuldigungen vorzubringen, fielen, wie durch einen Zauber,

schlag, die Ketten von den Händen und Füßen der beiden Gefangenen, eine purpurrothe Wolke senkte sich herab, und auf ihr schwebte die schönste Fee, die jemals auf Rosenwolken geschwebt hatte.

Der Zauber ist gelöst, mein Sohn — sagte sie, indem sie sich zu dem Pfaukönig wendete — Meine Verbannung ist zu Ende, und mit ihr die Zeit deiner Verwandlung. Nimm deine schöne Braut und lebt beide glücklich unter meinem Schutze.

Mit diesen Worten schwang die Fee ihren Zauberstab und verschwand. Die ganze Gegend war auf einmal umgestaltet. Der strenge Stil in den umliegenden Werken der Kriminal-Architektur verschwand und machte einem gefälligern Platz, der in Ehrenpforten, Freudenbogen mit Blumengewinden, Altären und Obelisken alle Augen entzückte. Die Reichspfauen dehnten Flügel und Schweife und verwandelten sich in schöngekleidete Pagen, und an dem König selbst hatte sich das niedliche Federbärtchen in ein allerliebstes Stutzbärtchen verwandelt, das ihn

in Rosamundens Augen nur noch liebenswürdiger und hübscher machte.

Die Versöhnung mit Rosamundens Brüdern war bald geschlossen. Sie sahen ein, daß der ganze Verlauf der Dinge von höhern Händen geordnet, und ihre Rollen in diesem Zauberschicksalsdrama, wenn auch nicht sehr glänzend, doch nothwendig waren, um die Entwickelung herbei zu führen. Man schloß also eine allgemeine Amnestie. Nur Popanzine und ihre Konsorten fürchteten, man möchte in ihrem Spiel mehr Freiheit, als Nothwendigkeit entdecken, und entfernten sich während der allgemeinen Freude.

Die Hochzeit war ein allgemeines Freudenfest für das Land. Der alte Fischer zog zu der neuen Königin in den Palast. Azur erwarb der gesammten Hundheit das Recht zu gewissen Jahrszeiten Medaillen zu tragen, und zum Andenken an die große Begebenheit trägt jeder Elegant im Pfauenreiche sein Stutzbärtchen, und wird davon in der Landessprache ein Stutzer genannt, bis auf diesen Tag.

Die
Verwandtschaft
mit der Geisterwelt.

Ein häßliches Regenwetter verhinderte den verabredeten Morgenspaziergang der drei Freundinnen. Doch unterließen Amalie und Marie nicht, sich in Florentinens Wohnung zur festgesetzten Stunde einzufinden. Florentine war seit einiger Zeit viel zu still, tiefsinnig und reizbar geworden, als daß die theilnehmende Freundschaft die Anfrage hätte vergessen sollen, was eine Nacht für Eindruck auf die Kränkelnde gemacht habe, in der Sturm und Donner und alles Ungethüm gegen den Schlaf der Residenz verschworen schienen.

Wirklich kam auch Florentine äußerst bewegt ihnen entgegen und nahm sie mit besonderer Zärtlichkeit in ihre Arme.

„Ein schönes Spazierwetterchen!“ rief Amalie. „Wie ist dir die heillose Nacht vergangen?“

16

„Nicht zum Besten, das könnt ihr leicht denken. Meine Wohnung hat bei solchem Wetter eine gar zu ausgesetzte Lage.“

„Zum Glück wird sie nicht lange mehr die Deinige seyn!“ versetzte Marie lächelnd.

„Das ist wahr,“ sagte Florentine mit lautem Seufzen. Morgen kommt der Graf von seinen Reisen zurück, in der Hoffnung mich bald vom Altare in sein Haus zu führen.“

„Und nur in der Hoffnung?“ rief Marie. „Die räthselhafte Betonung des Wortes läßt mich beinahe fürchten, daß du seine Hoffnung zu vereiteln denkst.“

„Ich? — Aber wie viele Hoffnungen des Lebens sind mehr als taube Blüthen?“

„Beste Florentine!“ rief Marie an ihrem Herzen, „schon lange fragen wir uns, ich und meine Schwester, vergebens, was der Munterkeit unsrer geliebten Freundin widerfahren ist. Schon lange quält uns der Gedanke, daß vielleicht — Familienrücksichten die dir bevorstehende Ehe wider deinen Willen veranstaltet haben?“

„Familienrücksichten?“ erwiderte Floren-

tine. „Bin ich doch der einzige Zweig unsers Hauses, den das Erbbegräbniß noch nicht in seinen dunkeln Armen festhält. Und liebe ich denn meinen Bruno nicht mit der ganzen Gewalt jugendlicher Gefühle. Oder glaubt ihr' daß es nur schändliche Heuchelei war, wenn ich euch vor wenig Wochen noch den Mann meiner Wünsche mit ihren glühendsten Farben schilderte?“

„Wissen wir denn was wir glauben sollen?“ rief Marie aus. „Und liegt nicht ein eben so großer Widerspruch darin, daß eine liebende Braut von Schönheit und Geist, Stand und Vermögen, die überdieß keiner geliebten Familie mehr entzogen werden kann, so sichtbar mit Schauer und Beben dem Traualtare näher rückt?“

Florentine reichte beiden Freundinnen ihre Hände. „Gute Seelen,“ sprach sie, „ich muß mich schämen, daß ich eure Freundschaft noch nicht tiefer in dieses unwirthliche Dunkel blicken lassen. In diesem Augenblicke bin ich außer Stande dazu. Aber noch heute, hoffe ich, soll es geschehen. Doch, Lieben, laßt uns ein

andres gleichgültigeres Thema für die Unterhaltung der nächsten Momente wählen."

Die heftige Gemüthsbeschaffenheit, in der sich Florentine so unverkennbar befand, unterstützte ihr Verlangen bei den Freundinnen, und da diese das Wetter für den gleichgültigsten Gegenstand hielten, so suchten sie alle Bosheiten der vorigen Nacht mit einiger Laune aufzudecken, bis Marie endlich nicht sehr scherzhaft hinzufügte: „Wahrhaftig, ich will es nur gestehen, daß ich einige Male geglaubt habe, es gehe gar nicht mit rechten Dingen zu. Denn erst war es grade, als ob das Fenster unseres Schlafzimmers auf- und wieder zugemacht würde, und als ob nachher jemand meinem Bette immer näher träte. Trapp trapp, trapp trapp, klang es ordentlich, so daß mir ganz eiskalt dabei wurde, und ich mit dem Kopfe tief unter die Bettdecke fuhr.

„Ach," fiel Amalie ein, „ich mag niemanden sagen, wie oft ich schon dergleichen mit angehört habe. Nur vor meine Augen ist mir bis jetzt noch nichts Unheimliches gekommen."

„So will ich herzlich wünschen," sagte hier Florentine sehr feierlich, „wünschen, daß keine von euch je in ihrem Leben eine Erfahrung dieser Art machen möge."

Der tiefe Athemzug, der sich an ihre Rede hing, und das unruhige Auge, welches dabei auf die Freundinnen blickte, erschütterte diese augenscheinlich.

„Solltest du vielleicht selbst?" versetzte Amalie.

„Nicht ich so eigentlich — aber —. Doch verspart eure Wißbegierde. Auf den Abend, wenn ich ihn erleben — wenn ich, wollte ich sagen, da fähiger seyn sollte, auf den Abend hoffe ich euch alles mitzutheilen." —

Marie stieß Amalien an, und diese verstand die Schwester sogleich. Es schien als ob Florentine gern allein seyn wollte, und so beunruhigend auch ihre Stimmung war, so konnte doch ein zudringliches Bleiben diese schwerlich verbessern. Das aufgeschlagene Kirchenliederbuch, welches Marien jetzt erst ins Auge fiel, verrieth noch mehr. Wie unversehens schob sie beim Suchen nach ihrem Shawl

das Taschentuch, worunter der goldene Schnitt nur ein wenig hervorblickte, von dem Buche, und die Rubrik der Gesänge, mit denen sich Florentine vor ihrer Ankunft beschäftigt zu haben schien, hieß: Vom Tod und Sterben.

Der Abschied war reich an Thränen und so rührend, als ob er auf der Grenze zweier unvereinbarlicher Welten vorfiele.

Um so mehr sehnten die bekümmerten Freundinnen den Abend herbei, und um so froher sanken sie an Florentinens Busen, als sie von dieser mit einem ihr seit langer Zeit nicht mehr eigen gewesenen Humor begrüßt wurden.

„Lieben Kinder," sagte sie dann, „verzeiht mein ungeschicktes Benehmen am heutigen Morgen. Von der bösen Nacht entkräftet, glaubte ich wirklich schon am Rande des Grabes zu stehen und mein Irdisches sowohl, als das Jenseitige, berücksichtigen zu müssen. Ich habe auch bereits diesen Vormittag meinen letzten Willen aufgesetzt und in der Obrigkeit Hände niedergelegt. Doch seit der Mittagsruhe fühle ich mich so wohl und bei guten

Kräften, daß ich der Gefahr, welche mich diesen Morgen bedrohte, wieder entschlüpft zu seyn glaube."

„Aber, liebes Herz," versetzte Marie mit sanfter, gutmüthiger Mißbilligung, „wer wird sich durch eine schlaflose Nacht sogleich bis zu den trübsinnigsten Phantasien herauftreiben lassen?"

„Niemand so leicht. Auch ich nicht. Die Nacht war es jedoch bei weitem nicht allein. Sie fand mich schon auf einem Punkte, der ihrer kaum bedurft hätte. Doch keine unnützen Räthsel weiter. Ich will euch meine Schuld abtragen und Aufschluß über manches Unerklärliche in meinem Wesen und Betragen ertheilen. Macht euch nur immer auf seltsame und auffallende Ereignisse gefaßt. — Es wird aber bei der naßkalten Luft, von der das Zimmer nicht verschont geblieben ist, gerathen seyn, den Kamin zuvor in Thätigkeit zu setzen, damit der innere Frost, den doch vielleicht meine Erzählung hervorlocken könnte, von außen wenigstens keine Unterstützung erhalte."

Während Feuer gemacht und Holz zu dessen

Unterhaltung daneben gelegt wurde, bezeigte Marie und ihre Schwester viel Freude über Florentinens so ganz veränderte Stimmung. Letztere konnte dagegen nicht genug beschreiben, wie wohl ihr der nunmehr gefaßte Vorsatz thue, ihren nächsten Freundinnen das lange verhaltne Geheimniß mit zuzueignen.

Als man wieder allein war, fing Florentine also an: „Ihr seid mit meiner seligen Schwester zwar ziemlich gut bekannt gewesen, aber genau kann nur ich mich rühmen mit ihr gestanden zu haben. Daher muß ich über sie selbst manches vorausschicken, ehe ich zur eigentlichen Geschichte komme, deren Hauptperson sie übrigens ist.

„Schon von ihrer Kindheit an hatte das Mädchen viel besonderes. Sie war ein Jahr jünger als ich. Aber während ich vor unsern gemeinschaftlichen Spielsachen mit ihr saß und in das bunte Allerlei meine ganzen Sinne versenkte, konnte sie oft halbe Stunden lang vor sich hinstarren. Ueberhaupt nahm sie nur geringen Antheil an allen Ergötzlichkeiten der lustigen Kinderwelt. Unsere Aeltern waren dar-

über nicht wenig besorgt. Sie schrieben Seraphinens Antheillosigkeit einem Stumpfsinne zu, welcher der Bildung, die ein Haus verlangte, dessen Vorsteher den ersten Platz im Lande nach dem Fürsten einnahm, überall in den Weg treten mußte. Man dachte deßhalb auch schon darauf, ihr in einem adelichen Stifte eine Stelle zu erkaufen, als mit einem Male die Sache sich anders wendete.

„Der bejahrte Lehrer nämlich, dem sie schon frühzeitig, gewissermaßen nur um ihre müßigen Stunden auszufüllen, anvertraut wurde, versicherte, daß ihm in seinem Leben keine Fassungskraft von dieser Auszeichnung vorgekommen sei. Unser Vater wollte zweifeln, allein des Mädchens Prüfung in seiner Gegenwart überzeugte ihn bald von des Lehrers Worten.

„Nun gab es sogleich Anstalten, um etwas Außerordentliches aus der kleinen Virtuosin im Lernen zu bilden, und Sprach-, Musik- und Tanzmeister begegneten einander zu allen Tageszeiten auf unserer Treppe.

„Aber der Vater merkte bald, daß er sich abermals verrechnet hatte. Der Unterricht in

fremden Sprachen ging so wenig vorwärts, daß die Lehrer die Achseln zuckten und der Tanzmeister behauptete, Seraphine habe ein paar Füße, aus denen, so schön sie auch wären, doch im Leben nichts werden könne, weil ihr Kopf sich allzuselten die Mühe nähme, sich um sie zu bekümmern.

„Dagegen machte sie in der Musik solche Fortschritte, daß die nothdürftige Meisterschaft ihrer Lehrer bald nicht mehr zu ihrem Unterricht ausreichte. Im Gesange übertraf sie unsre geschicktesten Opernsängerinnen.

„Der Vater sah nunmehr wohl ein, daß seine Plane für dieses seltsame Kind bald zu enge bald zu weit waren, und daß er es an einem lockergehaltenen Bande seinen eigenen Weg müsse gehen lassen. Das gab denn Seraphinen Gelegenheit eine Wissenschaft besonders zu berücksichtigen, die man sonst nicht leicht zu der ihrigen gemacht haben würde, nämlich die Astronomie. Wahrlich, Ihr habt keinen Begriff, meine Lieben, mit welchem — Heißhunger möchte ich sagen — sie alle Bücher verschlang, die von den Sternen handelten, und welch

Entzücken ihr die Fernröhre verschafften, mit denen sie der Vater an ihrem dreizehnten Weihnachtsfeste beschenkte.

„Allein gar bald reichte der Gang, den diese Wissenschaft in neuern Zeiten mit so vielem Erfolge genommen hatte, bei weitem nicht für Seraphinen aus. Nun verfiel sie, zu des Vaters großem Leidwesen, auf die fast vergessene Astrologie, und mancher Morgen fand sie noch über sterndeutenden Schriften, die am Abend ihr in die Hände gerathen waren.

„Die Mutter hatte, als sie starb, ein Wort an Seraphinen, wahrscheinlich eine Warnung vor dieser Kunst, auf der Zunge, allein der Tod bemächtigte sich der Guten zu früh. Der Vater meinte, daß dergleichen sonderbare Neigungen sich in ihrem jungfräulichen Alter von selbst verlieren würden.

„Aber er wurde bald inne, daß sie auch als Jungfrau den Neigungen des Kindes noch so viel möglich getreu blieb.

„Ihr wißt, liebe Seelen, welches Aufsehen ihre Schönheit am ganzen Hofe erregte, wie häufig der edle Wuchs, das goldene Haar

besungen wurden, und wie besonders die verliebten Dichter scheiterten, wenn sie die räthselhafte Eigenheit ihres großen blauen, nur zu oft im Perlenglanze schwimmenden, Auges bezeichnen wollten. Ich kann wohl sagen, daß ich die herzlichgeliebte Schwester zuweilen nur umarmte, um diesem milden, heiligen Auge, von dem das fast allzublasse Gesicht den größten Theil seiner Hoheit entlehnte, gern so nahe als möglich zu stehen.

„Es geschahen dem Mädchen auch mehrere recht vortheilhafte Heirathsanträge, aber vergebens. Uebrigens hielt sie sich, wie ihr wißt, wo möglich nur zur Einsamkeit oder zu mir. Auch konnte sie nie eine Vorliebe für Putz und dergleichen gewinnen, ja sie vermied jeden Prachtanzug und die Gelegenheiten, bei denen so etwas erfordert wurde.

„Nur wer sie und ihr Eigenthümliches gar nicht kannte, konnte ihr dieß für Affektation auslegen.

„Eine ganz besonders merkwürdige Eigenheit entdeckte ich zufällig an ihr in ihrem funfzehnten Jahre, und ich werde den Schreck, den ich

dabei hatte, in meinem Leben nicht vergessen. Ich kam grade von einem Besuche zurück nach Hause, und fand Seraphinen mit ganz unbeweglichen Augen nicht weit vom Fenster in des Vaters Studierzimmer stehen. Schon seit ihrer Kindheit gewohnt, in diesem Zustande nicht von ihr bemerkt zu werden, schloß ich sie in meinen Busen, aber auch dadurch brachte ich sie nicht zu dem Gedanken an meine Gegenwart. In diesem Momente fällt mein Blick in den Garten hinunter und ich sehe den Vater neben derselben Seraphine gehen, die ich in meinen Armen halte.

„Um Gotteswillen, Seraphine!“ rufe ich, selbst erstarrt, wie das von mir umfaßte Marmorbild, und dieses fing nun an sich zu regen. Zu gleicher Zeit sucht mein Auge unwillkührlich den Garten wieder, und ich sehe den Vater allein, und ängstlich, wie es scheint, nach der vermißten Begleiterin umherforschend.

„Zwar bemühte ich mich den Vorfall der geliebten Schwester zu verbergen, doch unterließ sie nicht, mich mit theilnehmenden Fragen nach der Ursache meiner so sichtbaren Unruhe

zu bestürmen. Ich lehnte ab was ich konnte, und erkundigte mich, ob sie schon lange im Zimmer wäre. Das, antwortete sie lächelnd, würde ich wohl am besten wissen, daß sie sich erst nach mir hier eingefunden habe. Vorher sei sie, wenn sie nicht irre, mit dem Vater im Garten gewesen.

„Dieses nur halbe Bewußtseyn eines unmittelbar vorangegangenen Zustandes würde mir übrigens an sich gar nicht aufgefallen seyn, da dergleichen bei dem seltsamen Mädchen sehr häufig vorzukommen pflegte.

„In demselben Augenblicke trat der Vater herein und rief: „Aber sage mir, Seraphine, wie du so plötzlich von meiner Seite und hier herauf gekommen bist? Wir waren doch im Gespräch, wie du weißt, und kaum hattest du eben ausgeredet, und ich sehe mich nach dir um, als ich mich allein finde. Daß du dich im nahen Busche verloren haben mußt, war natürlich. Aber auch da fand ich dich nicht, und nun bist du schon vor meinem Eintritte hier im Zimmer."

„Sehr wunderlich,“ sagte Seraphine, „und ich möchte selbst wissen, wie das zugehe.“

„Von Stunde an erklärte ich mir die schon zuweilen vom Vater bestrittene Meinung mehrerer Leute, welche Seraphinen, während sie bei uns im Hause gewesen war, anderswo gesehen haben wollten. Auch hatte ich nun in geheim meine eigenen Gedanken darüber, daß das Mädchen oft in ihrer Kindheit, sie wußte nicht ob im Traume oder wachend, von der Erde nach dem Himmel abgerufen worden zu seyn und dort mit den Engeln gespielt zu haben behauptete; ein Umstand, dem sie es zuschrieb, daß sie für unsre Kinderspiele so wenig Sinn hatte behalten können.

„So mächtig, wie diese Vermuthung, bestritt der Vater auch den Aufschluß, den ich über Seraphinens so schleunige Entfernung aus dem Garten erlebt hatte und ihm als ein Geheimniß hinterbrachte.

„Laß mich,“ sagte er voll Unwillen, „mit den Wundern zufrieden, die eure tagtäglich damit genährte Phantasie so dankbar euch zurückgiebt. Es ist wahr, daß deine Schwester

manche Eigenheit in ihrem Charakter und Wesen hat, bis zum Wunderkinde aber, das in unmittelbarem Verkehr mit der Geisterwelt steht, werdet ihr mir sie niemals hinaufschwatzen können."

„Der gute Vater wußte zu jener Zeit noch nicht, daß der schwache Mensch Bestimmungen, wie das Wort niemals! wenn von der Zukunft die Rede ist, gar nicht in den Mund nehmen sollte.

„Ein und ein halbes Jahr später ereignete sich ein Vorfall, der seine zeitherige Denkweise darüber in ihren Wurzeln hätte erschüttern können. Es war ein Sonntag, an dem Seraphine und ich einen schon lange verschobenen Besuch endlich abstatten wollten. Aber so gern auch meine Schwester in meiner Gesellschaft war, so vermied sie solche doch lieber, wenn sie sie nicht anders als mit dem genußlosen Zwange einer glänzenden Assemblee erkaufen konnte. Das Ankleiden dazu war ihr eine Vorhölle, weil sie bei dieser Bemühung dachte, daß sie sich derselben nur unterzog, um mit Leuten zusammen zu kommen, deren Leerheit und Glätte

ihr

ihr in der tiefsten Seele zuwider waren. Zudem fand sie bei dergleichen Gelegenheiten zuweilen Physiognomieen, an die sie kein Wort ohne Schauder richten, deren Nähe sie auf mehrere Tage krank machen konnte.

„Auch diesesmal wollte sie mich, wie die Zeit heranrückte, doch wieder allein fahren lassen, als der Vater, der es vermuthen mochte, in unser Zimmer trat und auf Abänderung ihres Vorsatzes bestand. „Man kann sich unmöglich von allen Rücksichten lossprechen," sagte er, und verlangte, daß Seraphine noch schleunigst sich fertig machen und mich begleiten solle.

„Die Dienerin war eben von mir weggeschickt worden, daher ging meine Schwester selbst mit dem Lichte, um sich ihren Anzug aus dem im obern Stocke stehenden Kleiderschrank herbei zu holen.

„Sie blieb länger, als ein so bald abzuthuendes Geschäft erfordert hätte.

„Wie sie endlich ohne Licht wieder hereintrat, stieß ich einen Laut des Entsetzens aus. Der Vater selbst fragte mitleidig: „Was ist dir widerfahren, mein gutes Kind?" Ihr

Gesicht war nämlich seit ihrer Abwesenheit von einer Viertelstunde vollkommen anders geworden, ihre gewöhnliche Blässe in eine todtähnliche Bleichheit, und die Rosenfarbe ihrer Lippen in ein unscheinbares Blau übergegangen.

„Unwillkührlich öffneten sich meine Arme für das inniggeliebte Wesen. Meine Augen fragten kläglich, da mein Mund den ihrigen nicht zur Antwort bewegen konnte. Aber lange Zeit lag sie starr und sprachlos an meinem Herzen. Bloß der unendlich liebevolle Blick, mit dem sie mich und den Vater ansah, gab zu erkennen, daß dieses reizende, unerklärbare Leben der Welt noch wirklich angehörte, oder, weil letzteres eigentlich niemals Statt fand, ihr noch nicht gänzlich entzogen war.

„Eine Krankheit überfiel mich,“ so viel brachte sie endlich leise heraus, „doch ist mir jetzt in der That schon besser.“

„Sie fragte den Vater, ob er noch verlange, daß sie in die Gesellschaft gehe. Doch dieser fand es unter solchen Umständen bedenklich. Mir jedoch erließ er den Besuch durchaus nicht, so sehr ich ihm auch zu verstehen gab, daß ich

der guten Seraphine vielleicht unentbehrlich seyn könnte, und ich ging mit dem bekümmertsten Herzen von ihr.

„Ich hatte den Wagen mich abzuholen sehr zeitig bestellt, und doch machte es meine gränzenlose Unruhe mir unmöglich ihn zu erwarten, daher ich früher zu Fuße nach Hause ging.

„Der Bediente, den ich zur Begleitung mitgenommen, konnte mir kaum nach, so sehr eilte ich, um den verhaßten Raum zwischen mir und Seraphinen baldmöglichst an ihrem Herzen zu vergessen.

„Aber in dem Zimmer wurde meine Ungeduld noch immer nicht befriedigt.

„Wo ist sie denn?“ fragte ich ungestüm.

„Wer?“

„Wer anders, als Seraphine?“

„Fräulein Seraphine sind im Kabinet von Ihro Excellenz.“

„Allein?“

„Mit Ihro Excellenz.“

„Ich eilte nach dem Kabinet und fand die Thür verschlossen. Doch öffnete man in demselben Augenblicke und beide traten heraus.

Seraphine weinte, und an dem Vater bemerkte ich ein verlegenes, beklommenes Wesen, das ich noch niemals an dem gewandten Staatsmanne wahrgenommen hatte.

„Auf meinen freundlichen Wink folgte mir Seraphine sogleich in ein anderes Zimmer. Zuvor mußte sie jedoch dem Vater versichern, daß sie ihres, mir zur Zeit noch unbekannten, Versprechens eingedenk seyn wolle.

„Seraphine schien so voll von innern widersprechenden Bewegungen, daß meine Sehnsucht nach Kenntniß von der geheimnißvollen Begebenheit, die sie vorhin in einen so krankhaften Zustand versetzt hatte, mehrmals vergebens sich zu äußern bestrebte. Endlich aber gelang es mir, und Seraphine sagte: „Dein Wunsch soll zum Theil erfüllt werden. Ich will dir etwas von dem Räthsel lösen. Jedoch nur unter einer nicht zu erlassenden Bedingung."

„Ich zeigte mich begierig diese zu hören, und sie fuhr fort:

„Schwöre mir, mit dem was ich dir entdecke, zufrieden zu seyn, und nie in mich zu dringen, nie deine Gewalt über mein Herz

dazu zu mißbrauchen, auch die Wissenschaft von dem zu erlangen, was ich gezwungen bin dir vorzuenthalten."

„Ich schwöre!"

„Und nun vergieb mir auch, geliebteste Florentine, daß ich dir, zum ersten Male in meinem Leben, etwas verheimliche, so wie, daß ich bei dem geforderten Versprechen dein bloßes Wort nicht zureichend achtete. Der Vater, dem ich das Ganze mittheilte, hat mir beides zur Pflicht gemacht, und seine letzte Rede hatte einzig darauf Beziehung."

„Ich bat nur daß sie zur Sache kommen möchte.

„Hierauf fing sie an: „Ich kann dir nicht sagen, welch eine Last auf meine Seele fiel, als ich vorhin nach meinen Kleidern gehen sollte. Wie ich die Thüre zwischen euch und mir zugemacht hatte, war es grade, als ob ich von dem freundlichen Leben geschieden sei, und bis zu einer bessern Heimath noch viele schauerliche Nächte zu durchreisen habe. Die Luft auf der Treppe war nicht dasselbe Element, das uns hier gemeinschaftlich umfängt. Es war

eine Luft, die mir den Athem versetzte, und große, kalte Tropfen über die Stirne heruntertrieb. Ich ging auch nicht allein auf der Treppe, so viel war ausgemacht. Gleichwohl wagte ich es lange nicht, mich umzusehen."

„Du weißt, Florentine, wie ich nach dem Tode unserer gütigen Mutter so sehnlich, aber vergebens wünschte und betete, daß sie mir doch nur noch Einmal erscheinen möchte. Jetzt nun glaubte ich den Geist der Verstorbenen auf meinen Fersen zu hören, und fürchtete, daß er nur gekommen sei, mich wegen des damaligen Wunsches und Gebetes zu bestrafen. Seltsam genug war freilich der Gedanke, daß die so unendlich Gütige durch das zärtliche Verlangen ihrer geliebten Tochter sich hätte beleidigt finden und es ihr als Vorwitz auslegen sollen. Eben so seltsam, daß sie jetzt erst, nachdem das Grab ihre Gebeine schon Jahrelang fesselte, auf eine Strafe hätte denken sollen, deren Ursache ich fast vergessen hatte. Auch fühlte ich bald darauf diese Seltsamkeiten in dem Grade, daß ich bis zu dem Muthe gelangte, mich umzublicken."

„Ob nun aber schon mein bebendes Auge nicht das mindeste zu entdecken vermochte, so schritt es doch, als ich weiter stieg aufs neue und immer vernehmlicher hinter mir her. Ja, oben in der Thüre des Zimmers fühlte ich meinen Rock festgehalten, so daß ich erschrocken nicht weiter konnte und an der Schwelle niedersank."

„Ich verwies mir jedoch gar bald meine unzeitige Furcht, als ich gewahr wurde, daß alles sehr natürlich zuging, und mein Rock an der Handhabe eines alten Geräthes hängen geblieben war, das auf den Gang gesetzt worden, um den andern Tag aus dem Hause geschafft zu werden."

„Der Umstand ermuthigte mich von neuem. Ich gehe hierauf nach dem Kleiderschranke; denke dir aber den Todesschauer, der mich überfällt, als, wie ich eben aufschließen will, beide Schrankthüren ohne alles Geräusch sich öffnen, das Licht in meiner Hand auslöscht und gleich, als stünde ich vor dem Spiegel, mein getreues Abbild herausgetreten kommt, das mit dem

Lichte, welches von ihm ausströmt, einen großen Theil des dunkeln Zimmers erleuchtet."

„Was zagst du," so redet es mich an, „vor deinem eigenen Wesen, das nur zu dir tritt, um dir das Bewußtseyn deines nahen Todes zu verschaffen und die Schicksale deines Hauses zu offenbaren."

„Die Erscheinung entdeckte mir hierauf, was geschehen soll, und wie ich nach tiefem Sinnen über die prophetische Stimme, an die Prophetin selbst eine Frage, Deinetwegen eine Frage richten will, ist das Zimmer dunkel und alles Uebernatürliche verschwunden. — Das, Geliebteste, ist, was ich dir davon sagen darf."

„Dein Tod schon nahe?" rief ich aus, weil der Gedanke in diesem Augenblicke alle andere verdrängte.

„Sie nickte freundlich und machte übrigens ein Zeichen, daß ich auch dieses Punktes halber nicht weiter in sie dringen möchte. Der Vater, fügte sie noch hinzu, habe versprochen, mir zur rechten Zeit das Nöthige selbst mitzutheilen.

„Zur rechten Zeit!" wiederholte ich, leise

klagend. Denn es schien mir, nachdem ich so viel wußte, die höchste Zeit, alles Uebrige gleichfalls zu erfahren.

„Ich äußerte auch diesen Abend noch gegen den Vater so etwas. Doch er war unerbittlich. Dabei meinte er, daß ja wohl vielleicht alle die Dinge, welche Seraphinen begegnet wären, einer aufs höchste gereizten und in Unordnung gebrachten Einbildungskraft zuzuschreiben seyn möchten.

„Aber, als am dritten Tage nachher meine Schwester wirklich bettlägerig wurde, da schienen seine Zweifel wieder an Kraft zu verlieren, und ob man mir schon ihren Sterbetag nicht bezeichnet hatte, so merkte ich doch aus der Heftigkeit, mit welcher die schon Todtenbleiche bald mich, bald den Vater auf ihr Lager nieder, und in ihre Arme zog, daß die Entscheidungsstunde nahe seyn möchte.

„Wird die Glocke bald neun Uhr schlagen?“ fragte sie, als wir Abends an der Betenden Bette saßen.

„Bald!“ antwortete der Vater.

„Nun so denket mein, ihr Lieben, bald

sehen wir uns wieder!“ Sie drückte uns die Hand und sank grade mit dem Glockenschlage aufs Bette, um sich nicht wieder zu erheben.

„Der Vater hat mir das alles erst nachher gesagt, denn ich war in solcher Bestürzung, daß ich durchaus nichts von mir selbst wußte.

„Erst als Seraphine die Augen geschlossen hatte, erwachte ich wieder zu einem in diesem Momente mir ganz verächtlichen Leben. Ich konnte mich darüber nicht fassen, daß die Stumpfheit, worein der bevorstehende Verlust mich versenkt hatte, der Verschiedenen wohl gar wie ein Mangel an Liebe vorgekommen seyn könne, und vermag es noch immer nicht, diese mein Herz vernichtende Scene, ohne einen heftigen Fieberfrost in mein Gedächtniß zurückzurufen. —

„Es versteht sich,“ sagte mein Vater am Begräbnißabend grade um dieselbe Stunde, und zwar hier am Kamine, „es versteht sich, daß die sogenannte Erscheinung für jetzt noch ganz verschwiegen zu halten ist.“

„Ich fand das ebenfalls, konnte mir es aber nicht erwehren hinzuzufügen: „Noch immer also, lieber Vater, da schon ein Theil der Vor-

aussagung so grauenvoll in Erfüllung gegangen, noch immer sagen Sie, die sogenannte Erscheinung?“

„Ja wohl. Du weißt noch nicht, mein gutes Kind, was der Mensch für ein gefährliches Wesen an seiner eignen Phantasie mit sich herumträgt. Seraphine wird nicht das letzte Opfer dieser Mörderin seyn.“

„Wir saßen, ich wiederhole es, grade so wie ich jetzt sitze, und ich wollte ihm eben, ich habe vergessen was, darauf erwiedern, als ich gewahr wurde, wie sein Blick mit ängstlicher Aufmerksamkeit auf der Thüre ruhte. Weßhalb wußte ich nicht, auch konnte ich an der Thüre noch gar keine Veränderung wahrnehmen. Doch eine Minute später ging plötzlich die Thüre von selber weit auf.“

Florentine hielt hier, wie von dem Grauen der damaligen Zeit aufs neue überwältigt, ein wenig inne, und in diesem Augenblicke sprang Amalie lautschreiend vom Stuhle.

Man fragte, was ihr fehlte, aber sie blieb lange die Antwort schuldig, wollte auch ihren Stuhl, dessen Lehne nach der Thüre gekehrt

war, durchaus nicht wieder einnehmen. Endlich jedoch, gestand sie, sich ängstlich umsehend, daß sie auf Einmal von einer eiskalten Hand am Nacken gefaßt worden sei.

„Da haben wir die leibhafte Phantasie," rief Marie sich erholend. „Ich selbst bin das gewesen. Ich hatte ja schon lange meinen Arm auf deinen Stuhl gelehnt, und fühlte bei der aufgehenden Thüre das Bedürfniß, mich an etwas Lebendes anzuhalten. — Wie war es aber mit der Thüre?"

„Seltsam genug!" fuhr Florentine fort. Ich schauderte zusammen, lehnte mich an den Vater, und fragte, ob er nicht eine Art von Licht, oder Schimmer, oder irgend etwas anderes Blendendes hereinquillen sähe?

„Und wenn ich es nun sähe," antwortete er mit merklich bewegter, leiser Stimme. „Wir haben beide ein sehr geliebtes Wesen eingebüßt, sind also beide gewissermaßen in der nämlichen exaltirten Gemüthsverfassung. Unsre Einbildung kann daher auch wohl gar leicht auf einen und denselben Abweg gerathen. Daß übrigens

eine Thüre von selbst aufgeht, das ist sehr gut natürlich zu erklären."

„Ich dächte aber doch, man versuchte sie wieder zuzumachen!" sagte ich, ohne den Muth zur Ausführung zu haben.

„Das können wir auch!" sprach er. Allein mit sichtbarem Beben stand er dazu auf und ging nur einige Schritte, um dann wieder umzukehren und hinzuzufügen: „Wir können die Thüre ja offen lassen. Es wird ohnehin etwas zu warm im Zimmer."

„Uebrigens bin ich durchaus nicht im Stande den sonderbaren Schein zu vergleichen oder zu beschreiben, auch versichere ich euch, daß wenn, statt seiner, der Schatten meiner geliebten Schwester hereingetreten wäre, ich ihn gewiß mit offenen Armen aufgenommen hätte. Denn nur das Räthselhafte und Unbestimmte dieser seltsamen Lufterscheinung war es, was mir Furcht und Schauder erregte.

„Bald darauf kam die Dienerschaft mit dem Souper, und alles blieb an diesem Tage ohne weitere Folgen.

„Die Zeit verwischte indessen zwar keines-

weges das Andenken an unsre Unvergeßliche; aber wohl an diese ungewöhnliche Erscheinung. Der Umgang mit euch, ihr Lieben, ward mir seit Seraphinens Hintritt eine sehr ersprießliche Zerstreuung und allmählig eine nicht zu entbehrende Gewohnheit. Ich dachte kaum flüchtig noch daran, was meiner Schwester Ebenbild unserm Hause geweissagt haben könne und ließ an euerm freundschaftlichen Arme dem harmlosen Leichtsinne der Jugend den Zügel.

„Ein herrlicher Frühling beförderte die Heiterkeit durch mannichfache Anregungen. Einesmals hatte euch eben die Abendglocke nach eurer Behausung gerufen, als ich mich noch immer nicht von unserm buntfarbigen Garten zu trennen vermochte, und wie trunken von dem reinen Himmelsblau und dessen goldenem Saume und den milden gewürzhaften Wellen der Abendluft auf- und niederhüpfte.

„So in den unschuldigsten Genuß meines Daseyns versunken, gehörte eine auf und niederschwirrende Fledermaus dazu, mir die Zeit der Rückkehr in's Haus anzukündigen. War ich dießmal ganz außer Acht gelassen worden,

oder wie ging es sonst zu, daß der seit der Schwester Tode um meine Gesundheit zwiefach besorgte Vater, welcher von meinem Aufenthalt im Garten unfehlbar wußte, mir nicht, wie gewöhnlich, eine wärmere Bekleidung heruntergeschickt hatte?

„Indem ich dieß bedachte, so schüttelte mich ein eigentlicher Fieberfrost, den der indessen zwar kühl, doch keinesweges kalt gewordene Abend an sich kaum hervorzubringen vermochte. Von ungefähr fiel mein Blick auf die blühenden Bäume und das seltsame Licht, das an Seraphinens Begräbnißtage zur Thüre hereingequollen war, schien auf ihnen zu lagern und alle seine Strahlen nach mir herüberzuwerfen. Die Blütenallee war Seraphinens Lieblingsplatz gewesen.

„Dieser Gedanke gab mir den Muth mich zu nähern, weil ich ihren Schatten dort zu finden hoffte. Da aber mein Hoffen ohne Erfüllung blieb, so flog ich bald auf bebenden Füßen in unsre Wohnung.

„Doch hier fand ich wieder viel Ungewöhnliches. An das Souper, das ich schon halb

versäumt glaubte, dachte noch kein Mensch. Vielmehr liefen die Dienstleute mit schleunigem Einpacken von Kleidern und Hausgeräth beschäftigt in großer Bestürzung durch einander.

„Wer verreiset denn?“ fragte ich.

„Mein Gott, das wissen Sie nicht?“ rief der Haushofmeister. „Ihro Excellenz, Sie, wir alle.“

„Und wann denn?“

„Diese Nacht noch auf die Güter.“

„Warum denn das?“

„Man zuckte die Achseln und ich eilte in des Vaters Kabinet. Er saß auf seinem Lehnstuhle vor sich hinsehend.

„Die zweite Prophezeihung unsrer Seraphine“ so redete er mich an, „wäre also doch ebenfalls eingetroffen. Grade die unwahrscheinlichste; ich bin in Ungnade gefallen.“

„Das hat sie auch vorausgesagt?“

„Freilich! Doch es ist wahr, ich habe dir's verheimlicht. — Uebrigens füge ich mich gelassen in mein Geschick. Mag ein Anderer den gefährlichen Platz besser zu behaupten suchen.

Ich

Ich will auf unsern Gütern dir und meinen Unterthanen leben."

„So gewaltsam mich auch sein Unglück mit berührte und aus allen zeitherigen lieben Verhältnissen riß, so wirkte doch seine Fassung recht wohlthuend auf mein Gemüth.

„Nach Mitternacht ging die Reise fort und mein Vater fand sich so gut in den veränderten Zustand, daß er in vollkommener Heiterkeit auf seinem Eigenthume anlangte.

„Hier gab es mancherlei zu thun, einzurichten und zu verbessern, und bald hatte sich seine Liebe zur Thätigkeit einen behaglichen Wirkungskreis geschaffen.

„Hieraus entfernte ihn jedoch nicht lange darauf eine Unpäßlichkeit, welche die Aerzte für bedeutend hielten. Er gehorchte zwar ihrer Verordnung, sich gänzlich von Geschäften loszumachen, jedoch ohne auf einigen Nutzen zu hoffen. „Seraphine," sagte er jetzt, ganz von seiner vorigen Meinung zurückgekommen, „Seraphine hat zweimal wahr geredet. Sie wird es auch das dritte Mal." Es erschütterte mich

heftig, als ich vernahm, daß er in Kurzem zu sterben glaubte.

„Wirklich verfiel er zusehends, wurde bettlägerig und rief mich einst Abends zu sich, nachdem er alle Fremde aus dem Zimmer gewiesen hatte.

„Die Erfahrung“ sagte er, und das schon mit schwacher Stimme und nach häufigem Innehalten, „hat meinen Unglauben geheilt. Die heutige neunte Stunde ist nach Seraphinens Aussage mein Todesaugenblick, daher zwei nothwendige Worte an dich, meine Geliebte. Bleibe, wo möglich, in deinem jetzigen, unverheiratheten Zustande. Das Geschick scheint es auf Erlöschung unseres Stammes abgesehen zu haben. — Weiter nichts vor der Hand davon. — Sollte indessen einmal die Ehe dein ernstes Bestreben werden, so vergiß nicht, dieses Blatt zu eröffnen und zu lesen. Doch ist es mein ausdrücklicher Wille, daß die Eröffnung nicht früher geschehe, weil dir außerdem das Papier zwecklose Unruhe verursachen könnte.“

„Bei diesen Worten, welche mein Schmerz schluchzend empfing, zog er unter seinem Kopf-

kissen ein versiegeltes Blatt hervor und händigte mir es ein. Uebrigens war der Augenblick für mich durchaus nicht gemacht, über das Wichtige seiner Ermahnung nachzudenken. Das trostlose Bild der neunten Stunde, in der der gute Vater hernach, an meine Schulter gelehnt, wirklich hinüberschlummerte, raubte mir alle weitere Besinnung.

„Seinen Begräbnißtag zeichnete der unnatürliche, blendende Schimmer von neuem aus.

„Ihr wißt, wie ich hierauf sogleich die Residenz aufsuchte, um in euerm lieben Umgange Trost zu finden. Ihr wißt auch, wie die Kraft meiner Jugend euere Bemühungen mir eine annehmliche Existenz zurückzugeben, begünstigte, und wie ich dem Leben wieder allmählig eine erfreuliche Ansicht abgewann. Nicht weniger ist es euch bekannt, daß zwischen mir und dem Grafen in der Folge Verhältnisse Statt fanden, welche die Ermahnung meines Vaters zur Ehelosigkeit kraftlos machten. Der Graf liebte mich, ich liebte ihn. Mehr bedurfte es kaum zu meiner Ueberzeugung, daß ich nicht unverheirathet bleiben könne, auch hatte der

selige Vater dieses nur verlangt, wenn es mir möglich wäre.

„Ich glaube übrigens, daß er, indem er mir das versiegelte Papier in die Hände gab, einen wiewohl sehr verzeihlichen Mißgriff gethan hat. Denn grade das geheimnißvolle Siegel beunruhigte mich höchlich und würde, ich gestehe es gern, vielleicht beigetragen haben, mich sogar zur Ehe mit einem minder geliebten Manne zu überreden, weil ich ja außerdem niemals erfahren hätte, was die Weissagung der seligen Schwester in Hinsicht meiner betroffen haben möchte. —

„Da nun meine künftige Heirath so gut als gewiß war, so zögerte ich nicht länger die verhängnißvolle Schrift aufzuschneiden. Hier habe ich sie, und will sie euch vorlesen:

„Seraphine wird Dir bereits mitgetheilt „haben, daß die bewußte Erscheinung, als sie „sie Deinethalben noch um etwas befragen wollte, „plötzlich verschwunden war. Das unerklär„bare Wesen hatte nämlich unter andern auch „Deiner gedacht, und sein trostloser Ausspruch; „daß Du drei Tage vor Deiner Hochzeit, in

„der uns allen so gefährlichen neunten Abend-
„stunde verscheiden würdest, Deine selige Schwe-
„ster nach der ersten Bestürzung zu der Frage
„vermocht, ob Dein Leben sich nicht außer
„der Ehe bewahren ließe.“

„Leider war freilich die Antwort ausgeblie-
„ben, doch ist nach meiner Ueberzeugung auf
„dem Pfade zum Traualtare nur Untergang
„für Dich zu finden, daher meine Vermahnung
„an Dich, im jungfräulichen Stande zu blei-
„ben. Wenn Du es Deiner Neigung ange-
„messen findest! setze ich hinzu. Denn ich weiß
„nicht, ob dieser Ausweg Dir auch gewiß Ret-
„tung bringen wird.“

„Dich, herzlichgeliebtes Kind, aller Angst
„vor der Zeit zu überheben, wollte ich die
„Offenbarung des Ganzen bis zu dem bedenk-
„lichen Augenblicke Dir vorenthalten. Ueber-
„lege nun, was Du zu thun hast.“

„Unfehlbar wird Dich mein Schatten beim
„Lesen dieser Zeilen segnend umschweben, mögest
„Du auch unter den beiden Wegen wählen
„welchen Du wollest.“

Florentine legte das Blatt stillschweigend wieder zusammen, und sagte nach einer, zufolge der Versicherung ihrer beiden Freundinnen, sehr unwillkommenen und unbehaglichen Pause:

„Von dieser Zeit, lieben Kinder, mag wohl die Veränderung herrühren, die ihr mir zuweilen vorgeworfen habt. Doch sagt mir nun auch, wer an meinem Platze nicht gestört, ja halb vernichtet werden würde von der Weissagung, daß ihm an der Schwelle seines höchsten Glückes der Tod begegnen solle?“

„Und hiermit bin ich am Ende meiner Erzählung. Denn morgen kommt Bruno von seinen Reisen zurück und sein gränzenloses Verlangen hat unsre Hochzeit schon auf den dritten Tag seines Hierseyns angesetzt.“

„Also heute?“ riefen Amalie und Marie mit Einer Stimme und dabei bleich und unruhig ihr Gesicht auf eine Stutzuhr gerichtet, welche so eben die Nähe der neunten Stunde aushebend verkündigt hatte.

„Ja heute ist der entscheidende Tag!“ vollendete Florentine gefaßt und sogar heiter. „Seit dem schaurigen Morgen bin ich mir

jedoch selbst wiedergegeben, und mein noch in diesem Augenblicke völlig gesunder Zustand versichert mir, daß der Tod heute wohl schwerlich mich erreichen möchte. Vielmehr wird eine Ahndung, eine herzliche Ahndung in mir recht lebendig, daß leicht diesen Abend mein lange genährter Wunsch erfüllt werden, daß meine geliebte Schwester mir erscheinen, und den wahrscheinlichen Irrthum ihrer Weissagung in dem, was mich betrifft, widerlegen könne. Geliebteste Seraphine, du wurdest mir so schnell, so lieblos entrissen. Wo bist du, daß ich dir die damals vorenthaltene Liebe endlich mit Wucher zurückgebe?"

Bewegungslos starrten ihre beiden Freundinnen auf die Uhr, welche jetzt eben die Stunde des Verhängnisses laut anzeigte.

„Willkommen!" jauchzte nun Florentine, als die zuletzt nur wenig beachtete und genährte Flamme des Kamins auf Einmal völlig erlosch. Das Fräulein eilte dazu von ihrem Sitze mit weit ausgebreiteten Armen vorwärts. Amalie und Marie blickten ächzend nach der Thüre, zu der Seraphinens, wie vom Vollmond erhellte,

Gestalt hereingetreten war. Florentine umschlang die Geliebte mit ihren Armen.

„Dein auf ewig!“ erscholl es jetzt, und man wußte nicht, ob der leise und schaurige Ton von Florentinens oder der Erscheinung Lippen, oder von beiden Schwestern zugleich gekommen war.

Unmittelbar nachher stürzten die Dienstleute mit verstörten Gesichtern herein, um zu sehen, was vorgegangen sei. Es hatte nämlich draußen geklungen, als ob alles Glaswerk und Porzellan im Zimmer auf Einmal zu Grunde gehen wolle. Statt dessen mußten sie ihre verehrte Gebieterin an der Thüre umgesunken finden. Von der Erscheinung keine Spur weiter.

Alle Mittel Florentinen ins Leben zu rufen blieben fruchtlos. Die Aerzte maßen es einem plötzlichen Schlage bei. Doch Marien und Amalien begleitet der Schauer der erlebten Scene durch's ganze Leben.

Nach-

Nachrede.

Ohne Nachrede, gute oder üble, bleibt ein Buch so wenig als ein Mensch, so bald sie vor das Publikum treten. Warum soll der Autor, der gern zu seiner Erleichterung die Vorrede seines Buchs einem Fremden überträgt, nicht einmal zur Erleichterung des Lesers die Nachrede übernehmen? Man weiß, daß gelehrte Tribunale, gleich bürgerlichen, ungern ein Urtheil sprechen, bis sie sich den fremden Gegenstand möglichst eigen gemacht haben, wer könnte aber natürlichern

Beruf haben, zuerst von einem Buche zu sprechen, als sein ursprünglicher Eigenthümer, der Verfasser?

Der Nachredner hat den Vortheil, daß er nicht, wie sein Vorfahrer und Kollege, der Vorredner, mit bloßen Titularlesern spricht, sondern mit wirklichen, d. h. mit solchen, die außer dem Titel auch das Buch selbst gelesen haben. Mit diesen kann er ein ernsthafteres Wort sprechen, und sogar hoffen, gelesen zu werden.

Ob es Gespenster gebe, soll eine sehr unentschiedene und streitige Sache seyn, aber entschieden und unstreitig ist es, daß es Gespenstergeschichten giebt, und die Erfahrung, welche über Gespenster selbst sehr zweideutig belehrt, zeigt unwidersprechlich, daß sehr viel Leute die Gespenstergeschichten außer-

ordentlich gern hören und lesen. Der geneigte Leser bezeugt mir dieses willig, denn wär es nicht so, warum hätte er sich denn durch dieses Bändchen bis zur Nachrede durchgelesen?

Damit begnügt sich aber der kritisirende Leser nicht, der neben dem Glimmer des Vergnügens auch noch gediegene Ausbeute fordert. Beweißt das Buch die Gespenster — fragt dieser — oder streitet es dagegen?

Keins von beiden, lieber kritischer Leser. So wenig du in deinen Mythologien eine Widerlegung des Polytheismus, oder eine Apologie des Heidenthumes suchst, eben so wenig erwarte in unserm Gespensterbuche etwas für oder wider den Gespensterglauben. Du liesest mit Vergnügen in deinem Ovid, wie der liebentzündete Dichtergott statt seiner

Dafne ein Lorbeerreiß in die Hand bekam, ohne darum zu fürchten, daß du, statt süßes Minnesoldes von der Geliebten, dir nur den poetischen Lorbeer ersingen werdest, wiewohl dich in Petrarka's umkränztem Haupte ein bedenkliches Beispiel anblickt; so lies denn auch unsre Geschichten von alten Schlössern, Grabmälern, Wunderbildern, Schätzen, Todtenglocken, Vorzeichen, weißen Frauen, schwarzen Männern, grauen Zwergen, Leichentüchern u. s. w., ohne zu fürchten, daß dir etwas unheimliches der Art im Leben begegne, wenn auch eine alte Sage, die deine Wärterin dir erzählte, dadurch eine bedenkliche Bestätigung erhalten sollte.

Ueberhaupt, wie der Mythus die Dämmerung bezeichnet, vor dem Sonnenaufgang des Glaubens — Götterdämmerung als Mor-

gen — so ist die Gespenstersage das Zwielicht vor dem vollen Tage der Erkenntniß. Denn Wunderbar nennen wir das, dessen Grund wir in unsrer Bekanntschaft mit der Natur nicht auffinden, und wahre Aufklärung verdrängt den Wunderglauben, indem sie jene Bekanntschaft erweitert, und das Wunderbare begreifen lernt; während die vermeinte, eingebildete Aufklärung die Thatsache selbst läugnet, weil sie das Wunderbare an ihr nicht begreifen kann, und es deßhalb für absolut unbegreiflich zu halten pflegt. So verfuhr sie z. B. mit den alten Nachrichten von Donnerkeilen und Steinregen.

Eine Geschichte des Wunderglaubens wär also für die Naturerkenntniß dasselbe, was eine Geschichte der Religionen für die

Theologie. Da wir, ohne zu erröthen, gestehn dürfen, daß unsre Naturerkenntniß wenigstens noch im ersten Aufdämmern sei, so befinden wir uns in Ansehung des Wunderglaubens auf der Stufe, auf welcher wir polytheistische Nationen in Ansehung ihrer Mythen erblicken. Eine vollständige Geschichte dieses Glaubens muß daher einer erleuchteren Zeit vorbehalten bleiben, unser Verdienst kann bloß seyn, künftigen Forschern dieser Geschichte Materialien dazu aufzubehalten, wie unsre Vorzeit die religiösen Mythen für spätere Mythologen sammelte und aufbewahrte.

Und so, lieber kritischer Leser, möchtest du nicht ganz Unrecht haben, wenn du neben dem exoterischen Zweck der Unterhaltung noch einen esoterischen bei unserm Gespensterbuche

forderst und vermuthest. Wir geben dir, als Materialien zu einer solchen Geschichte, die verschiedenartigen Erzeugnisse des Wunderglaubens in Gespenstersagen, Ahndungsgeschichten, Zauberhistorien, Mysterien, Fernmährchen, Legenden u. s. w., theils unverfälscht aus der Volkstradition aufgegriffen, theils abenteuerlich und fantastisch erfunden oder umgebildet. Denn, wie jene Mythen durch willkührliche Dichtung umgestaltet wurden, so widerfährt es auch diesen Sagen, und oft sondert sich, wie bei vermischten Metallen, das ächte vom unächten, nur bei einer gewissen Quantität fremdes Zusatzes.

Das zweite Bändchen, welches in der nächsten Messe erscheint, wird mehr eigentliche Gespenstersagen und Erscheinungsgeschichten enthalten, als dieses erste, so wie

denn überhaupt, wenn das Interesse der Leser nicht ermüdet, jedes Bändchen, bei aller Mannichfaltigkeit, doch vorzüglich einer bestimmten Gattung des Wunderbaren gewidmet seyn wird.

A.